geschichtlichen Wert, indem sie Namen, Wörter und Sprachformen liefern, sie enthalten dichtungskundliche Belege für den Stabreim und den Strophenbau, sie belegen die Wanderung südgermanischer Sagenstoffe und Lieder nach dem Norden, sie zeugen für Mannentreue und Sippenpflege, sie sind Wegspuren der Wanderungen germanischer Stämme und von Wikingerscharen, sie ergänzen schriftliche geschichtliche Berichte in der Mönchsschrift, sie offenbaren rechtliche Anschauungen über Erbfolge und Blutrachepflicht, sie kennzeichnen den Zauberglauben der Germanen, die durch Runen ihre Waffen wirksamer zu machen und ihre Gräber zu schützen glaubten, sie enthalten wertvolle Hinweise auf den Götterglauben und kultische Einrichtungen. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß Runenfunde des letzten Jahrzehnts beweisen, daß die Runenschrift bis in die Bronzezeit hinabreicht und dadurch den politischen Angriff Mussolinis auf die germanische Kulturehre widerlegt.

Ortsgruppe Frankfurt a. M. Anläßlich der ersten, wohlgelungenen Veranstaltung dieser Arbeitsgemeinschaft am 13. Lenzing stellte der Vorsitzende, Herr Friedrich Schrader, eindringlich die bekannten, nun auch in Frankfurt zu lösen begonnenen Aufgaben der völkischen Vorgeschichtsarbeit heraus. Anschließend vermittelte Rektor K. Wehrhan durch seinen reichbebilderten Vortrag „Die Externsteine im Lichte der neueren Forschung" eine klare Vorstellung von diesem einzigartigen Natur- und germanischen Kulturdenkmal. Es gelang ihm, das Wesentliche festzuhalten und warme Anteilnahme als fruchtbare Grundlage für unsere fernere Arbeit zu erwecken.

Entgegen vormonatlicher Mitteilung finden die Vorträge jeweils am letzten Mittwoch im Monat, 20 Uhr, Lessing-Gymnasium statt. — Im Mai spricht Friedrich Schrader über „Die Feuerbestattung im alten Germanien".

Arbeitskreis Kassel, Hohenzollernstraße 85. Der Lichtbildervortrag, den der Arbeitskreis Kassel der Freunde germanischer Vorgeschichte am letzten Freitag veranstaltete, fand wieder eine zahlreiche Hörergemeinde. Betr.-Ing. E. Grothe sprach über das Thema „Der deutsche Wald im Wandel der Jahrtausende". Die auf den Lehrwanderungen des Arbeitskreises und besonders auf der Herbstwanderung zum Weißner erhaltenen Anregungen boten den Anlaß, ein Bild der Geschichte des deutschen Waldes zu vermitteln. Die botanischen, geologischen und anderen Forschungen namhafter Gelehrter, wie Dr. Kurd von Bülow, de Geers, Webers usw. berücksichtigend, ging der Vortragende in längeren Ausführungen und unter Benutzung sehr anschaulicher Lichtbilder auf die Entstehung der Moore ein. Hierbei wurde besonders eingehend die Bedeutung der in den letzten 20 Jahren angewendeten Blütenstaubbestimmung und ihre Auswertung zu Pollendiagrammen besprochen, deren Ergebnisse in hervorragender Weise geeignet sind, ein Bild von der Verbreitung der Pflanzen einschließlich der Bäume und Sträucher in den verschiedenen Zeitabschnitten des Alluvium zu ermitteln. In welcher Weise diese Forschungen Rückschlüsse auf das Klima und auf die Schicksalsverbundenheit des Waldes und des Menschen mit dem Boden zulassen, und welche Einflüsse bestimmend auf die verschiedenen Zeitabschnitte (Haselzeit, Wärmezeit, Buchenzeit usw.) waren, wurde von dem Vortragenden in meisterhafter Weise einem aufmerksamen Hörerkreis anschaulich übermittelt. Zum guten Verständnis trug besonders ein ausgezeichnetes Lichtbildmaterial bei, von dem Vortragenden zum größten Teil selbst gefertigt.

Der Kasseler Arbeitskreis gibt eingehende Arbeitspläne heraus. Wegen Bezuges dieser Arbeitspläne wende man sich an die oben angegebene Kasseler Geschäftsstelle.

Nachruf. Am 29. Lenzing 1935 verstarb unser Mitglied, der Apotheker und S.-A.-Standartenführer Bruno Bode, Bad Zwischenahn in Oldenburg, ein aufrechter deutscher Kämpfer für unsere Vor- und Frühgeschichte und ein begeisterter Mitarbeiter unserer Vereinigung, der die oldenburgische Landesgruppe mitgegründet und -geleitet hat. Wir werden seiner dankbar und stolz gedenken.

Berichtigung. In dem Beitrag „Neues zum Helianddichter", „Germanien", 1935, S. 90, ist leider ein den Sinn verändernder Fehler unterlaufen. Es muß in der zweiten Spalte, 11. Zeile heißen: Adalhart, einer der Gründer des Klosters Corbey, wurde nach Karls Tode von Ludwig dem Frommen eine Zeitlang nach Heri... verbannt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Juni / Linding Heft 6

An unsere Mitglieder!

Nachdem in der Hauptversammlung der Vereinigung in Detmold am 6. und 7. Gilbhart 1934 dem Anschluß der „Freunde germanischer Vorgeschichte" an den „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte" unter Leitung des Prof. Dr. Reinerth grundsätzlich zugestimmt war, konnte er am 6. Mai d. J. in Berlin ausdrücklich vollzogen werden.

Der Anschluß ist körperschaftlich, er wahrt daher die Selbständigkeit der Vereinigung mit ihren Ortsgruppen und Arbeitskreisen in der bisherigen Form.

Die Vereinigung hat sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrages je Mitglied verpflichtet, der nur von der Hauptstelle geleistet wird. Den Ortsgruppen usw. wie den Einzelmitgliedern, die unsere selbstlosen völkischen Bestrebungen durch Beitrittserklärung fördern, erwächst — wie bisher — keinerlei Belastung.

Weiterhin hat sich die Vereinigung bereit erklärt, für je 40 Mitglieder den Bezug eines Stückes des „Mannus" zu übernehmen, der wissenschaftlichen Zeitschrift des Reichsbundes. Einzelbezieher, die der Vereinigung als Mitglieder angehören, werden auf diese Zahl angerechnet. Der Jahresbezug kostet RM. 16.—. Wenn uns der Reichsbund bei dieser Verpflichtung auch ein Entgegenkommen zugesichert hat, weil sie in der ersten Zeit schwer zu erfüllen ist, wollen wir uns doch bemühen, ihr gerecht zu werden. Wir bitten deshalb die Ortsgruppen und Einzelmitglieder, die dazu in der Lage sind, eine Bestellung hierher zu richten, und die bereits vorhandenen Bezieher des „Mannus", uns dies mitzuteilen.

Nachdem durch diesen Anschluß auch unser Wirken in dem größeren Rahmen wieder auf eine breitere Grundlage gestellt wurde, fordern wir unsere Mitglieder erneut zu getreuer Mitarbeit auf, damit die Bestrebungen, unser Volk durch Rückgewinnung seiner Vorgeschichte wieder wurzelfest zu machen, von Erfolg gekrönt werden.

Plaß.

Otto Sigfrid Reuters Werk „Germanische Himmelskunde“

Untersuchungen zur Geschichte des Geistes

Von Dr. phil. J. Hogrebe, Studienrat, Osnabrück

Ende 1934 erschien bei J. F. Lehmann, München, Otto Sigfrid Reuters „Germanische Himmelskunde“,[1] ein Werk, von dem die Leser der Zeitschrift „Germanien“ mehr als den bloßen Namen wissen müssen. Deshalb hat die Schriftleitung der Zeitschrift in dankenswerter Weise mehr Raum zur Verfügung gestellt, als sonst für die Besprechung von Neuerscheinungen gewährt wird.

Um es gleich vorweg zu sagen, meine Erwartung von dem Werte des Buches ist nicht getäuscht, sie ist übertroffen. Zu den Teilen der Germanischen Himmelskunde, in denen sich der Verfasser dieser Zeilen zuständig fühlt, das ist in denen, worin von der beschreibenden und rechnenden Astronomie gehandelt wird, liegen bereits die besten Gutachten anerkannter Fachleute vor.[2] Es erübrigt sich also, auf diese Dinge noch einmal einzugehen. Statt dessen soll im folgenden eine berichtende Darstellung der Germanischen Himmelskunde gebracht werden.

Buch I. Der Himmelsrand. Reuter benutzt, um seine Ergebnisse zu gewinnen, alle erreichbaren Quellen des Altertums bis zur Neuzeit, sowohl der Mittelmeervölker wie auch der anderen europäischen Völker; besonders stark sind naturgemäß die nordgermanischen (isländischen) Quellen herangezogen, vornehmlich die eddischen Lieder und die jüngere Edda, wie auch die isländischen Helden- und Bauernerzählungen, die sog. Sagas. Die Ergebnisse betreffen die germanische Vor- und Frühzeit bis etwa um das Jahr +1000. — Im 1. Buche handelt es sich besonders um die Festlegung der Himmelsrichtungen, um ihre Bedeutung, Wertung und Namengebung. An Hand der sachlichen und sprachlichen Befunde wird die klare Einsicht der Germanen in den Sonnen- und Gestirnslauf dargetan, die der anderer Völker in nichts nachsteht. Die Bedeutung der Grundrichtungen **N** und **S** wird herausgestellt. Die Germanen kannten vor allem auch die sich aus dem Sonnen- und Gestirnslauf ergebenden Begriffe Südhöhe und Nordtiefe. Die Südhöhe ist belegt aus Sagastellen,[3] die Nordtiefe desgleichen und aus Glaubensvorstellungen.[4] Daraus ergibt sich die Allgemeingültigkeit des Richtungsbildes, die wieder die Voraussetzung bildet für die hochentwickelte Hochseeschiffahrt. Diese ist bekanntlich nachweisbar bis in die Vorzeit (Bronzezeit).[5] Die geschichtliche Zeit hat schon die Begriffe Meridian und Pol — vgl. Südhöhe und Nordtiefe — Polhöhe und geographische Breite klar entwickelt und damit gearbeitet. War so schon eine Einteilung des Horizontes nach den 4 Punkten **N, S, O, W** gegeben, so ergibt die Untersuchung der 8 bzw. 16 Eyktmarken eine weitere Unterteilung des Horizontes, die die nordische Einsicht unabhängig von anderen Einflüssen schuf und so durchbildete, daß sie nicht nur an bestimmten Orten, sondern wiederum auch bei nichtfestem Standort anwendbar war.

[1] Mit Unterstützung der Notgemeinschaft deutscher Wiss. herausgegeben. Preis geh. 40 RM., Lwd. 42 RM. Mit 86 Abb. und Karten.

[2] Prof. Kohlschütter in der DAZ. vom 1. Januar 1935. Neujahrssondernummer. Prof. Riem in der Deutschen Zeitung vom 19. 12. 1934; Beilage „Der nordische Mensch“. Die nautische Rundschau in Hamburg vom 10. Januar 1935. Hans Klauder im Geographischen Anzeiger, 1934, Heft 23/24, S. 568 f. Prof. Hopmann in der Vierteljahrsschrift der Astron. Gesellschaft, Leipzig, 70. Jg., Heft 1, 1935. Dr. Rolf Müller in der Ztschr. „Die Sterne“, 1935, Heft 1/2, S. 37/38 und in Heft 3.

[3] S. 64 f. [4] S. 68 f.

[5] S. 99 und 726 f. Das Gokstadschiff und das Schiff von Nydam. Auf einer Nachbildung des ersteren hat eine Mannschaft vor einigen Jahren den Ozean überquert, um es auf einer amerikanischen Ausstellung zu zeigen.

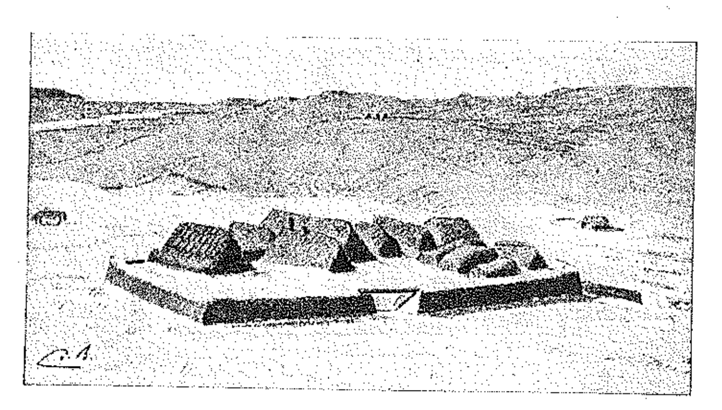


Abb. 1. Die Eyktmarken auf Island. Mittagsmarken. Da das Gehöft nicht selbst südgerichtet ist, geben die künstlichen (3) Steinwarten die Südrichtung, von der Eingangstür des Gehöftes gesehen, an.

Auf die Klarstellung der Begriffe aett (Mehrzahl aettir), eykt (Mehrzahl eyktir) und stadr (Mehrzahl stadir), wie auch auf den verschiedenen Gebrauch des Wortes eykt wird sehr viel Sorgfalt verwandt (Abb. 1)[1]. Leider erlaubt es der zur Verfügung stehende Raum nicht, hier näher darauf einzugehen. Man liest über diese Dinge öfter oberflächliche Darstellungen; die Reutersche Darstellung ist so gründlich wie möglich.[2] Die Einteilung des Horizontes und des Sonnenlaufes mit den obigen Begriffen ist übrigens im nordischen Gesetz verankert, wie R. nachweist. Besonders sei noch hingewiesen auf die schöne Tafel der Himmelsrichtungen mit den nordischen Bezeichnungen zwischen den Seiten 120 und 121. — Den Schluß dieses Buches bildet die ausführliche Untersuchung der bekannten Vinlandsaga, d. i. jenes Berichtes, der die Fahrt Leifs nach Amerika ums Jahr +1000 erzählt. Von jeher ist dieser Bericht benutzt worden, um die Breitenbestimmung von Vinland zu ermitteln. R. weist nach, wie wegen des Bruchstückhaften dieser Saga die Lage von Vinland nicht ganz genau ermittelt werden kann, und wie mutmaßlich etwa Florida in Frage kommt. Die Berliner Professoren Kohlschütter (Geodät) und Neckel (Germanist) schließen sich weitgehend der Ansicht Reuters in diesem Punkte an, jeder von seinem fachwissenschaftlichen Standpunkte aus. Das ist gewiß ein ehrendes Zeugnis für die Zuverlässigkeit der Reuterschen Arbeit.[3]

Buch II. Der gestirnte Himmel. Die Kenntnis der meisten heutigen Menschen von den Sternen und Sternbildern ist sehr gering. Mit der Bekanntschaft zweier oder dreier Sternbilder, mit dem bekannten Kantischen Zitat und der Schulweisheit von der Unterscheidung in Fixsterne und Planeten ist der Bedarf in dieser Hinsicht meistens gedeckt. Diese Feststellung ist nötig; sie ist übrigens ohne Wertung gemacht. Es ist hier auch nicht der Ort, die schon oft erörterten Gründe hierfür nochmal auseinanderzusetzen. Nur eine erklärende Tatsache sei vermerkt: Der Schulunterricht, der diese Kenntnisse vermitteln sollte und könnte, liegt am Morgen und am Tage, nicht des Abends und in der Nacht. So verfiel die Kenntnis vom gestirnten Himmel von selbst, und zwar in um so höherem Maße, je weiter sich der Mensch überhaupt der Natur entfremdete. So selbstverständlich wie diese Zustände eingetreten sind, so selbstverständlich ist auch bei den meisten Menschen die Ansicht, unsere Vorfahren hätten auch nicht über mehr himmelskundliche, hier sternkundliche, Kenntnisse verfügt. Daß dem nicht so ist, ist bei Reuter bewiesen (Abb. 2). Die Vernichtung des himmelskundlichen Gutes ist zwar sehr weitgehend gewesen; aber immerhin ist noch einiges erhalten, und der Leser wird erstaunt sein, wieviel es ist. Anstatt hier auf Einzelheiten dieses Teiles in dem Werke Reuters einzugehen, sei eine kleine Rechnung aufgemacht. Der Himmelskundler unterscheidet bekanntlich die Sterne nach ihrer Helligkeit, die er (abwegig und irreführend) als Größe oder Größen-

[1] Aus Reuter, „Germ. Himmelskunde“. Brosch. 40 RM., Lwd. geb. 42 RM. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[2] S. 100 f. [3] Deutsche Allgemeine Zeitung vom 1. Januar 1935, Neujahrssondernummer.

11*

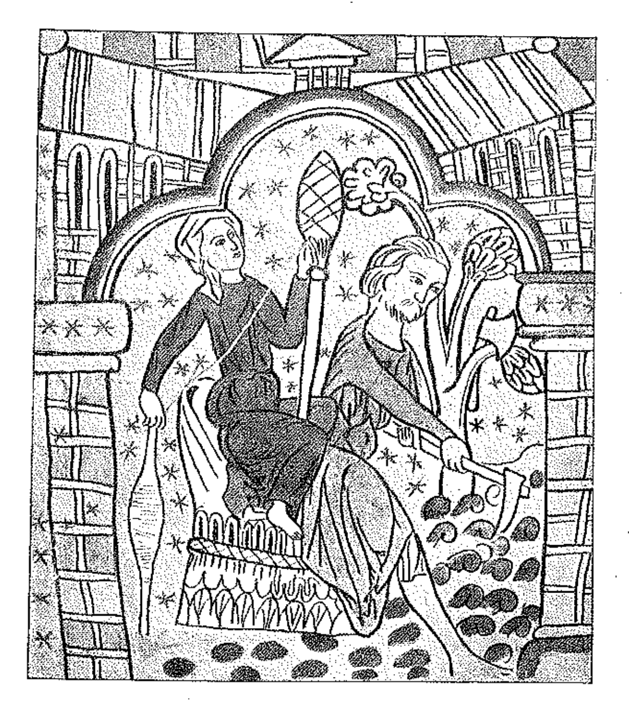


Abb. 2. Sinnbilder der Himmelskreisung. Spinnrocken und Spindel. Die linke Hand nimmt den Flachs vom Rocken, die rechte Hand die Fasern an das obere Ende des Spindelstabes gehakt und setzt diesen, indem sie ihn abwärts gleiten läßt, in schnelle Drehung, so daß die Fasern gezwirnt werden. Ein im Bilde fehlender Gewicht- und Schwungstein (der Wirtel) hält die Drehung leichter im Gange, die durch die beständige Zwirnbewegung der Hand dauernd unterhalten wird. Vgl. auch Sternbild „Friggs Rocken". Nach einer Malerei des 14. Jahrhunderts am Gewölbe der Stabkirche zu Aal in Hallingdal-Norwegen; Visted S. 46. (Diese Malerei bewahrt germanische himmelskundliche Überlieferung.)

klasse bezeichnet. Diese Größenklassen werden nach bestimmten rechnerischen Gesetzen und praktischen Methoden unterschieden. Die hellsten Sterne sind also die der 1. Größenklasse, z. B. Sirius;[1] der heutige Polarstern ist 2. Größe usw. Für unsere Betrachtungen kommen nur die Sterne der ersten Klassen in Frage. Als bekannt sei weiter angenommen die Kenntnis von der Zusammenfassung mehrerer Sterne zu einem Sternbilde. Nun hat der Himmel in unseren Breiten etwa 60 Sterne der 1. und 2. Größe. An Sternbildern weisen die Monatskarten in Henselings Sternbüchlein etwa 40 auf. Reuter rettet aus diesem meist verlorengegangenen Teile der germanischen Himmelskunde noch 13 Sternbilder mit etwa 44 Sternen. Hier tritt eine erstaunliche Kenntnis der Quellen zutage; hier kamen R. die Arbeiten zunutze, die er vor der Abfassung dieses Werkes geschrieben hat. Mag auch die eine oder andere Gleichsetzung eines germanischen Namens mit der heute üblichen wissenschaftlichen Bezeichnung eines Sternes nicht völlig gesichert sein, so tut das dem Werte der Untersuchung keinen Abbruch.

Der Gipfelpunkt dieses Buchteiles ist ohne Zweifel der Nachweis des Sternes 32 H. Camelopardalis, eines Doppelsternes 4. Größe, als des früheren Polarsternes. Einen Polarstern mußten die Germanen um +800 bzw. +1000 genau so gut haben, um sich zu orientieren und um die Hochseeschiffahrt zu betreiben, wie wir heute. Infolge der Präzession, d. i. das gleichmäßige Anwachsen der Längen der Sterne, die durch eine Drehung der Erdachse um die Ekliptikalachse hervorgerufen wird, ändert der Himmelspol ständig um ein Geringes seinen Ort am Himmel. So war der jetzige Polarstern, der bekanntlich auch nicht genau im Pol steht, um +1000 weiter vom Pol entfernt als heute. Der obige Stern hatte damals nur 0,5 Grad Abstand vom Pol. Es sei aber gleich bemerkt, eine Durchrechnung der Präzessionserscheinungen und der damit verbundenen Änderung der Ekliptikschiefe[2] mit allen gelehrten Zutaten physikalischen Wissens über Kreiseltheorien, Massenanziehungen usw. ist zur Erfassung der vorgetragenen Ergebnisse nicht nötig.

[1] Auf Einzelheiten bzgl. nullter und negativer Größe usw. sei nicht eingegangen.

[2] Auf den hier zugrunde liegenden Berechnungen beruht auch die in dieser Zeitschrift des öfteren erwähnte Datierung alter Anlagen astronomischer Art.

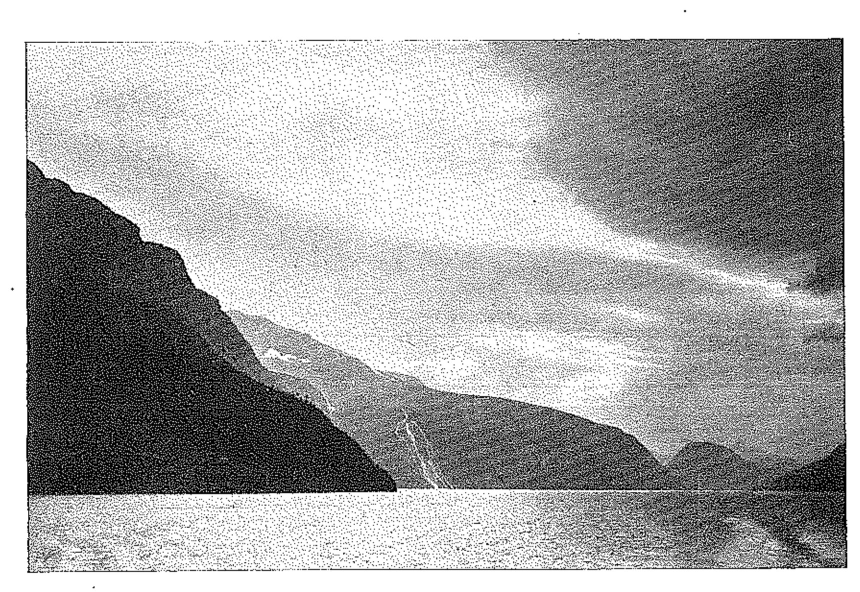


Abb. 3. Die Küste von Thule. Nordfjord (auf NBr. 62°; zwischen Bergen und Drontheim). Auf dieser Breite steuerte Pytheas die norwegische Küste an. Südlichste Breite der Oberläufigkeit des Mondes.

Buch III. Der Mond und die Sonne. Hier bringt R. zunächst die Zeugnisse der Alten, Pytheas, Caesar, Plutarch, Frontinus, Tacitus, Prokop, Jordanes, Hekatäus, Sisebut u. n. e. a. über die Beobachtungen des Standes und Laufes dieser beiden Gestirne. Die Texte werden vollständig geboten, übersetzt und sehr sorgfältig ausgelegt. Man muß sagen, R. holt heraus, was herauszuholen ist. Wir erfahren u. a., wie Pytheas wahrscheinlich bis zu einer Breite von 64 Grad (d. i. nördlich von Drontheim) vorgedrungen ist, und was er dort alles in Erfahrung gebracht hat von den Einheimischen (Abb. 3). Mancher wird sich wundern, wie aufgeschlossen die Menschen dort schon um — 330

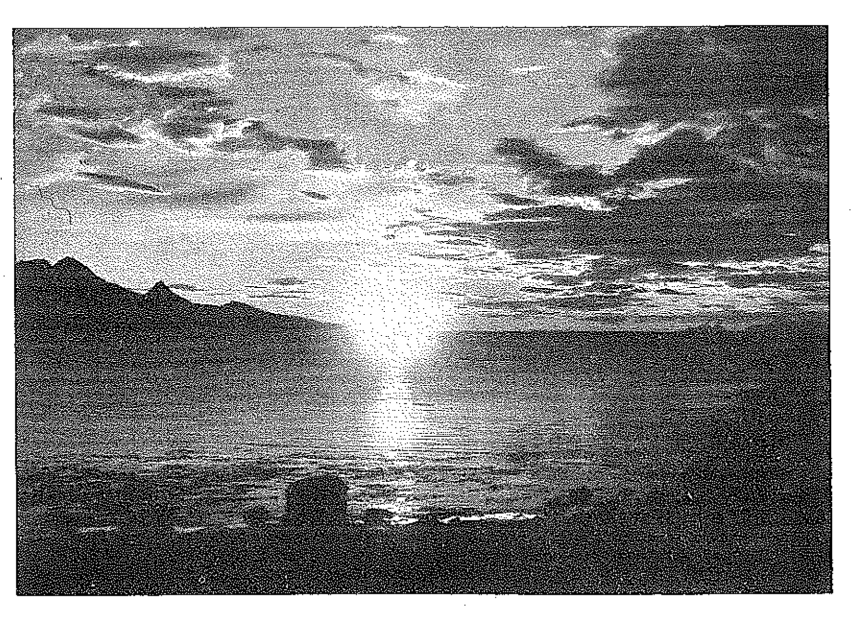


Abb. 4. Die Mitternachtssonne bei Bodö (NBr. 67° 15′). In diesem Nordpunkte sahen die Nordleute die Sonne zum ersten Male im Jahre nicht untergehen.

waren. Der Bericht des Prokop (um +550) ist nicht minder aufschlußreich. Er bezieht sich auf eine Breite von 68° 40′ (Abb. 4). Sehr lehrreich ist vor allem, wie R. die Oberläufigkeit des Mondes als eine unsern Vorfahren bekannte Erscheinung erweist. (Zu gewissen Zeiten beschreibt der Mond in höheren Breiten gleich der Sonne einen voll sichtbaren Kreis am Himmel. Das ist jedoch nur der Fall, wenn er seine nördlichsten Deklinationen hat.) — Im 2. Teile dieses Buches werden die nordischen Überlieferungen über den Lauf dieser beiden Gestirne genau untersucht. Die Verhältnisse, die sich aus ihren Umlaufszeiten ergeben, besonders die Verwicklungen, die erwachsen, wenn man diese Zeiten zueinander in Beziehung setzen will, sind immer das Schmerzenskind der Chronologie aller Zeiten und Völker gewesen. Wie die Germanen die nötigen Feststellungen gemacht haben, und wie sie sich mit scharfsinnigen Schaltregeln geholfen haben, das ist ein Stück Geistesgeschichte, auf das wir stolz sein können. Hier wird auch der bisherige Stand der Externsteinfrage ausführlich und in voller Würdigung aller Gegebenheiten behandelt. Wegen der Weiterbehandlung des Gegenstandes sei auf Mannus, Heft 3/4, 1934, verwiesen. Die Voraussetzungen hierfür, nämlich die Länge des Sonnenjahres zu 365 Tagen und die Durchschnittslänge eines Mondmonats zu 29½ Tagen,[1] waren selbstverständlich bei den Germanen ebensogut erfüllt, wie in Babylon, Ägypten oder China. R. sagt dazu: „Es scheint nachgewiesen, daß im gesamtgermanischen Gebiete die Zeitrechnung von altersher selbständiger Himmelsbeobachtung entsprang und durch Regeln und Bauernsprache im Gange gehalten wurde. Die Volksversammlung wurde durch besonders himmelskundige Leute beraten.“[2] Als Vororte in Dingen der Zeitrechnung und Himmelskunde benennt R. in Schweden Uppsala, in Dänemark Lethra, in Norwegen Halogaland, auf Island das Althing.

Buch IV. Volkstümliche Messungen. Hin und wieder trifft man in mathematischen Lehr- oder Unterrichtsbüchern sog. Faustregeln, wie z. B. den Daumensprung, den Winkel der geballten Hand oder der gespreizten Finger, die sich heute im Zeitalter der Geländeübungen erhöhter Aufmerksamkeit erfreuen. Solcher Faustregeln bedienten sich unsere Vorfahren mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Sicherheit, um bestimmte Winkelgrößen am Himmel, an den Gestirnen oder am Horizont festzulegen. Diesen Winkelgrößen entsprechen bestimmte Zeitgrößen, die man kennen mußte, um gewissen gesetzlichen Bestimmungen Genüge zu tun. Diese Bestimmungen bezogen sich, wie noch heute, auf die Termine für Feste und Volksversammlungen, auf die Zeiten des Arbeitsbeginnes und -schlusses, auf die Zeit der Einkehr des Wanderers in eine Herberge u. ä. Auf der andern Seite zwangen die Bedürfnisse der Seefahrt dazu, möglichst rasch und leicht Winkelmessungen vorzunehmen. Zweifellos haben die seefahrenden Zweige der germanischen Völkerfamilie auch genauere Meßgeräte gehabt, von denen nur der Seering und der sog. Jakobsstab erhalten sind aus sehr später Zeit. Es ist zwar nicht angängig, aus dem späten Vorkommen einer Sache oder einer Erkenntnis ohne weiters auf das Vorkommen in früheren Zeiten zu schließen; aber es heißt auch die Zweifelsucht auf die Spitze treiben, Gegenständen, die zu gewissen Dingen nötig waren, wie Meßgeräte zur erwiesenen Schiffahrt, ein höheres Alter absprechen zu wollen, weil sie bisher noch nicht durch frühere Funde belegt sind. Zur Erläuterung dieser Sache ein schönes Beispiel aus der Besprechung dieses Buches durch Prof. Hopmann. Er sagt: „Die Grabungsfunde der prächtigen Sonnenscheiben aus Gold und Bronze zeigen, daß man im Norden um 1000 v. Chr. Zirkel und Lineal, Kreis- und Winkelteilung ebenso kunstvoll zu benutzen verstand, wie im Mittelmeergebiet.“[3] Wer gegen solche Schlußfolgerungen etwas einzuwenden hat, der ist nicht guten, sondern bösen Willens. So erfahren wir bei R. von

[1] Der sogenannte synodische Monat, der genau 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten hat.
[2] S. 575.
[3] Vierteljahrsschrift der Astron. Gesellschaft. 70. Jg., Heft 1, 1935.

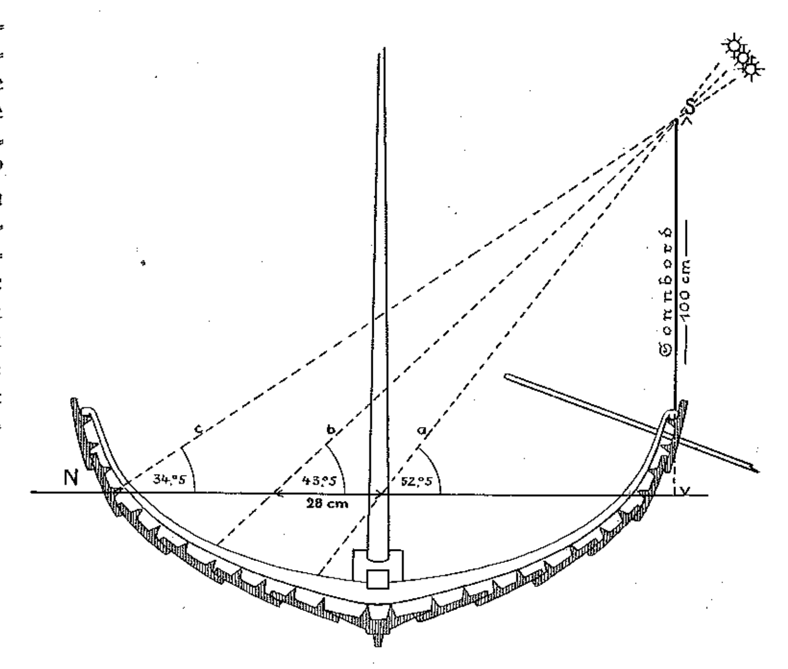


Abb. 5. Breitenbestimmung auf See. Die Mittagsschatten der Sonne über eine Sonnbordhöhe von 1 m über der Kerbbank; a) auf NBr. 61° (Gardar) am längsten Tage; b) auf Kroksfjordheide, NBr. 70°, am längsten Tage; c) auf NBr 74°.5 (dem nördlichsten erreichten Orte) am 20. Juli a. St. 1267. Die Maß-Strecke a—b beträgt rund 28 cm, von b—c etwa 42 cm.

Meßverfahren und -regeln, die die Schafthöhe (skaptha) des Handspeeres, die Handspanne und die Rückenlage benutzen. Manchem wird auch die Messung der Sonnenhöhe mit dem Sonnbord, das ist ein Stab von bestimmter Höhe, der am Bord des Schiffes befestigt wurde, neu sein (Abb. 5).

Die Seiten 643—721 des Werkes beschäftigen sich mit dem berühmten Oddi Helgason, dem sog. Sternenoddi. Wahrlich, dieser wackere Bursche verdient die Beachtung. R. hat ihm schon früher eine Sonderarbeit gewidmet,[1] die jetzt bedeutend erweitert ist. Um den Lesern dieser Zeitschrift von diesem Teile des Werkes ein einigermaßen klares Bild zu geben, bedarf es eigentlich einer zweiten Arbeit. Hier sei nur in aller Kürze einiges gebracht. Die Nachrichten über Oddi finden sich in Aris Isländerbuch. Sie zeigen deutlich einen alten Bestandteil und spätere christliche Überarbeitungen. Am wertvollsten sind natürlich die alten Bestandteile. Aus dem Berichte geht folgendes hervor: Oddi war ein vermögensloser Fischerknecht beim Bauern Thord, der in Felsmulli (nördliches Island) seinen Hof hatte. Die von R. auf S. 717 aufgestellte Vermutung, daß Oddi ein Vetter des Thord war, ist nicht unwahrscheinlich. Die Lebenszeit dieser Männer ist nicht unumstritten. R. nimmt das 10. oder angehende 11. Jahrhundert an (S. 703) und stützt seine Behauptung durch gute Gründe. Von dem Hofe Thords aus trieb man auf der der nordisländischen Küste vorgelagerten Insel Flatey Fischfang, und Oddi war mit diesem Geschäfte betraut. Oddi muß eine sehr besinnliche und nachdenkliche Natur gewesen sein. Er benutzte jede Möglichkeit, um den Lauf der Gestirne und der Sonne zu beobachten. Von seinen Gestirnsbeobachtungen ist leider nichts auf uns gekommen, von der Beobachtung des Sonnenlaufs glücklicherweise einiges. Ich machte vor einigen Jahren in einer Prima den Versuch, die Schüler zur Lösung des Problems aufzufordern, dem Oddi seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Das Ergebnis war fast null. Das besagt zwar nicht viel, namentlich, wenn man alle Begleitumstände mit wertet, es besagt aber doch, daß die Lösung nicht einfach offenkundig auf der Hand liegt. Es handelt sich hierbei um folgendes: Die Sonne erreicht am 23. Dezember um Mittag eine nur geringe Höhe über

[1] Oddi Helgason und die Bestimmung der Sonnwenden im alten Island. Mannus, 1928. Festgabe für den 70jährigen Gust. Kossinna. S. 324 ff.

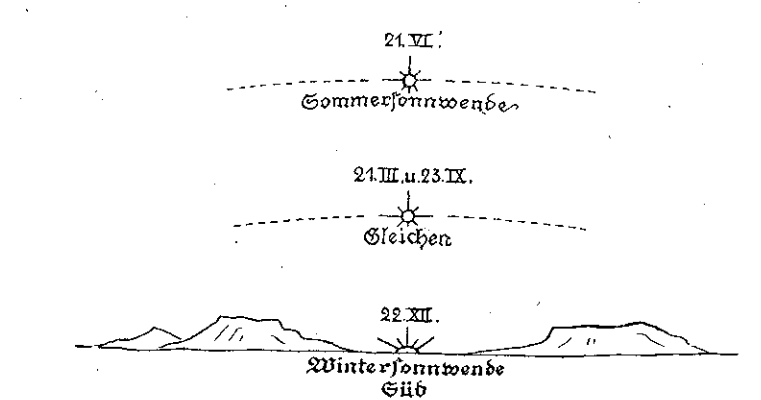


Abb. 6. Die Mittagssonnenhöhen zu den Jahrpunkten am Polarkreis. Die „Gleichen" als Mitte zwischen den Sonnwenden.

dem Horizont, am 21. Juni ihre größte Höhe (Abb. 6). Die Änderung dieser Höhe von Tag zu Tag ist kaum mit einfachen Mitteln meßbar, die Änderung von Monat zu Monat jedoch schon. Sie ist übrigens nicht gleichmäßig, weil die Änderung der Deklination auch nicht die gleiche ist. Oddi vermutete in dem Naturvorgang ein Gesetz; er maß die wechselnden Höhen sorgfältig, fand das Gesetz und formulierte es so, daß es in einer arithmetischen Reihe sich darstellt. Über die angewandten Maße, über die Nichtabhängigkeit dieses Verfahrens von festländischen Einflüssen, m. a. W. also über die Ursprünglichkeit dieses Verfahrens, und über die seelische Haltung, die einer solchen Arbeit zugrunde liegen muß, — sie ist eine echt wissenschaftliche — ist in diesen Blättern und anderswo schon öfter geschrieben worden. Eine zweite wissenschaftliche Leistung Oddis bezieht sich auf gleichgroße Dämmerungsbögen in gleicher Himmelsrichtung, denen gleiche Sonnentiefen und gleiche Abstände von den Wenden entsprechen (Abb. 7).

Es ist ausgeschlossen, im Rahmen eines solchen Aufsatzes sowohl den Inhalt wie die Vorzüge dieses Werkes auch nur annähernd auszuschöpfen. Das Buch hat 766 Seiten. Hier kann es nur heißen: Nimm und lies!

Die angeführten Quellen und Belege (S. 744) geben einen Begriff von der Unsumme der geleisteten Arbeit. Das muß jedem, der weiß, was wissenschaftliches Arbeiten

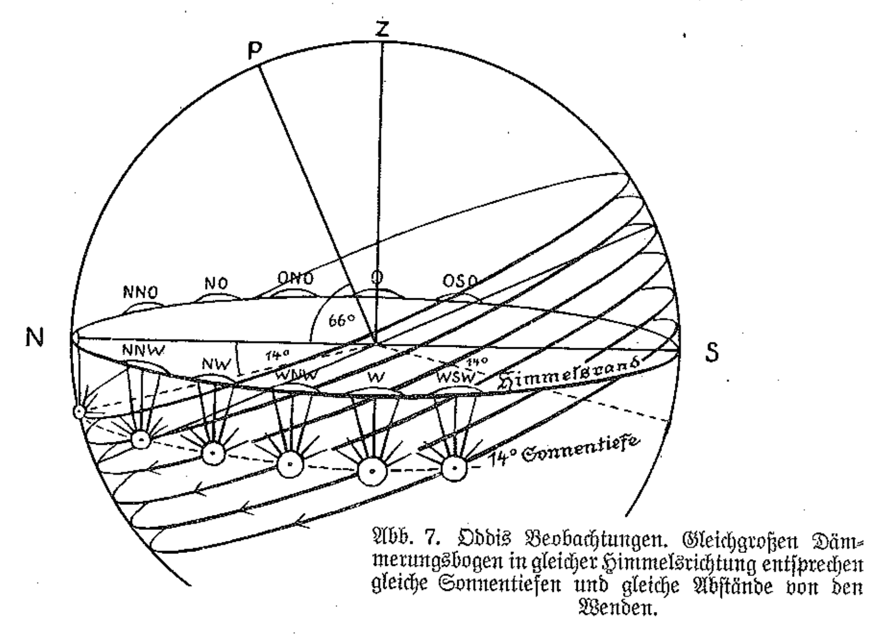


Abb. 7. Oddis Beobachtungen. Gleichgroßen Dämmerungsbogen in gleicher Himmelsrichtung entsprechen gleiche Sonnentiefen und gleiche Abstände von den Wenden.

ist, Achtung einflößen. Man findet dort u. a. Belege aus folgenden Sprachen: Griechisch, Lateinisch, Arabisch-Persisch, Indisch, Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch, Angelsächsisch, Altnordisch, von denen der Verfasser die meisten im Originaltext anführt, sie also beherrscht neben den modernen Sprachen. Die Zahlenreihen unter der Überschrift „Volksbrauch" und die Namen der Völker, die dort aufgezählt sind, S. 748, sind nicht minder achtunggebietend. Der Schriftennachweis enthält etwa 650 Bücher. Wieviel Mühe und Kosten die Beschaffung mancher seltenen Quellen und Bücher, die die entlegensten Wissensgebiete betreffen, verursacht hat, kann nur der Kundige ermessen. Hinzu kommt noch eines: Wirklich wissenschaftliche Leistungen, die mit Einsatz der ganzen Person, d. h. auch vor allem mit dem Aufwand strengster Selbstzucht — das gilt von R. in vollem Maße — geschaffen worden sind, werden zuweilen geringer gewertet, als Phantasieerzeugnisse von Halbwissern. Das wird hier mit aller Deutlichkeit gesagt und verlangt: Achtung vor ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit! Die zunftgemäße Kritik wird zwar hier und da einiges auszusetzen haben, aber wahrscheinlich werden die Ausstellungen nur unwesentlich sein. Es ist noch kein Buch geschrieben worden, in dem nicht irgendein Fachmann einen Fehler entdeckt hätte. Es kommt nur darauf an, ob der betreffende Fehler von wesentlicher Bedeutung für Aufbau und Inhalt ist. Wenn nun z. B. der Fachastronom über die „Germanische Himmelskunde" schreibt „Die Beschreibung der himmlischen Bewegungserscheinungen und die erläuternden Rechenbeispiele sind, das sei besonders hervorgehoben, klar, zuverlässig und äußerst lehrreich",[1] so beweist das zur Genüge die Güte der Reuterschen Arbeit auf diesem Gebiete. Das gleiche gilt für das Germanistische und Kulturgeschichtliche in dem Werke.[2]

Das Werk Reuters ist eine völkische Tat. Als solche muß sie gewertet werden; als solche wird sie auch von allen Kritikern anerkannt. Prof. Neckel nennt es „ein wahrhaft bahnbrechendes Werk". Es wird den Bestrebungen, denen zuerst im Mannus und in diesen Blättern, heute in vielen andern, das Wort geredet wurde, weitere Bahn brechen, nämlich der Anerkennung der geistigen Höhe der Germanen. Wenn vor nicht allzu langer Zeit ein bekannter italienischer Staatsmann sich erlaubte, unsere Vorfahren herabzusetzen zugunsten der Römer, dann werden solchen Behauptungen, die trotz ihrer Haltlosigkeit noch genug Gläubige finden, durch Werke, wie es die Reutersche Germanische Himmelskunde ist, der Boden entzogen.

Germaniens Anteil am vorgeschichtlichen Handel

Von Prof. Dr. R. Hennig

„Es lebt trotz der vorgeschichtlichen Archäologie noch immer in weitesten Kreisen die Vorstellung, unsere Vorfahren, von denen Cäsar und Tacitus berichten, wären Barbaren im Sinne tiefstehender afrikanischer Negerstämme gewesen, Arminius aber nichts anderes als ein germanischer Indianerhäuptling. In Wahrheit stießen die griechischen und römischen Entdecker auf ein Volk, dessen Kultur die deutsche Vorgeschichte längst bloßgelegt hat." — So schreibt Dr. Hans Philipp in seinem vortrefflichen Kommentar zu einer bei Brockhaus 1926 erschienenen Übersetzung der „Germania" des Tacitus (S. 10), und Philipp findet sogar den Mut hinzuzufügen (S. 17), daß erst gegen Ende der Bronzezeit die Kulturhöhe Südeuropas diejenige des germanischen Nordens zu überflügeln begonnen habe.

Jedem echten Altphilologen alter Schule muß die letzte Feststellung Philipps, wenn

[1] So in der Besprechung von Rolf Müller, S. 38.

[2] Prof. Dr. Neckel in dieser Zeitschrift und in der obengenannten DAZ. — Georg Halbe in der Zeitschrift „Odal", Hornung 1935. Nationalsozial. Monatshefte, Januar 1935, S. 9.

auch seit 1926 sich die Verhältnisse erfreulich geändert haben, noch schlechthin ketzerisch erscheinen. Dennoch häufen sich die Beweise, daß sie richtig ist. Solange man freilich allein auf die schriftlichen Zeugnisse eingeschworen war, mußte die Auffassung, daß das alte Hellas und Italien die einzigen Kulturoasen in einem sonst allenthalben in Barbarei versunkenen Erdteil Europa waren, selbstverständlich anmuten, ebenso wie etwa bis ums Jahr 1800, bis zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, der Anfangs- und Ausgangspunkt aller Menschheitsgeschichte sozusagen durch den Trojanischen Krieg gebildet wurde, der unserem heutigen geschichtlichen Wissen schon ziemlich genau in der Mitte der nachweisbaren Geschichte stehend erscheint. Durch die neuen Wissensmethoden der Vorgeschichte, die gegenüber den schriftlichen Dokumenten als geschichtliches Zeugnis nicht gering-, sondern eher vollwertiger sind, ist das Bild von der europäischen Prä- und Frühhistorie aber von Grund auf umgewandelt worden, und gerade auch die klassische Altertumswissenschaft, die am ehesten dazu neigt, geringschätzig auf die „konkurrierende“ vorgeschichtliche Forschung herabzublicken, ist durch die letztere in einem nie für möglich gehaltenen Umfang mächtig gefördert worden. Heute sind uns zahlreiche Zusammenhänge aus den Anfängen der Menschheitsgeschichte klar, in die wir mit rein philologischen Methoden nie den kleinsten Einblick erhalten haben würden.

Ganz besonders dankbar muß die germanische, ja, überhaupt die mitteleuropäische Frühgeschichte der prähistorischen Wissenschaft sein. Es ist in der Tat ein stolzes Kulturbild, das vor unseren Augen sichtbar wird aus Zeiten und Ländern, die man noch vor hundert Jahren für immer vom Schleier der Vergessenheit verhüllt ansah. Insbesondere Spuren eines erstaunlich weitreichenden und umfangreichen Handelsverkehrs im ältesten Germanien liegen vor, vor dessen Leistungen man eine wirkliche Hochachtung empfinden muß.

Da sind z. B. in den Ofnet-Höhlen bei Nördlingen als Gewandbeigabe weiblicher Skelette, die viele tausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung bestattet wurden, einige tausend Stück Schneckengehäuse der Columbella rustica gefunden worden, einer nur am Mittelmeer vorkommenden Schneckenart. Dieser Fund liefert den untrüglichen Beweis, daß schon in Zeiten, die vor dem Beginn der bekannten ägyptischen Geschichte lagen, jene als Zierrat begehrten Schneckengehäuse als Handelsartikel in Massen vom warmen südlichen Meer über die Alpen hinüber ins heutige Bayern wanderten. Später, zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., sind sogar die nur am Indischen Ozean vorkommenden und dort noch heute als Kleinzahlungsmittel beliebten Gehäuse der Kaurischnecke bis zur Ostsee hinaufgelangt, wo man bei Rügenwaldermünde in einem Grabe jenes Zeitalters mehrere Exemplare des genannten Produktes der Tropen gefunden hat.

So viel wir bisher zu erkennen vermögen, dürfte die erste Handelsware, die zu einem Tauschhandel zwischen Ländern des innersten Europa und Meeresküsten gegeben hat, das Salz gewesen sein. Dieses ungemein wichtige Gewürz der Speisen fand sich besonders reichlich und leicht zugänglich allzeit im Voralpengebiet des Salzkammerguts und Oberösterreichs. Zumal die Gegend um die heutigen Orte Hallstatt und Hallein bildete das Zentrum eines vorgeschichtlichen Salzhandels von hoher kulturhistorischer Bedeutung. Es scheint, daß dieses Salz sowohl nach dem Norden hinauf wie nach dem Süden über die Alpen hinweg wanderte[1]. Eine der wichtigsten Gegengaben der nördlichen Länder wurde frühzeitig der Bernstein, während von Süden her gar mancherlei Waren, Gefäße, Schmuckstücke, später vor allem auch Metallwaren in die Länder nördlich der Alpen gelangten. Der weitaus wichtigste Alpenpaß, der diesen Fernhandel vermittelte, war vom

[1] „Bergwerke, die auf Metallgewinnung hinstrebten und das für den Lebensunterhalt so ungemein wichtige Salz zutage förderten, sind nirgends so zahlreich beobachtet worden wie in den deutschen und deutsch-österreichischen Alpenländern.“ (Kiekebusch, Deutsche Vor- und Frühgeschichte (Leipzig 1934), S. 50.



Germanen wandern über einen alten Knüppelweg.
Wandgemälde in der Ehrenhalle der Münchener Ausstellung „Die Straße“.
Mit Genehmigung der Straßenbau-Ausstellung, München 1934.

3. bis zum 1. Jahrtausend v. Chr. ständig der Brenner, der nur 1370 m hohe, niedrigste aller Alpenpässe. Über ihn hinweg fanden die nordischen und die südlichen Meere Europas frühzeitig, etwa seit 2500 v. Chr., auch direkte Handelsbeziehungen zu einander, unter Ausschaltung des Salzlandes in der Mitte. In den Schriften des großen schwedischen Vorgeschichtsforschers Montelius ist der Nachweis geliefert, daß sowohl die Bernsteinküste an der Nordseekante Jütlands wie auch der skandinavische Norden etwa in den 2000 Jahren von 2500 bis 500 v. Chr. ihre Gaben, zumeist unter Benutzung des Brenners, dem Süden zuführten und daß dieser, unter Führung des rätselhaften Etruskervolkes im nördlichen Italien, seinerseits dem Norden eine Fülle von begehrten Tauschwaren lieferte.

Wer hätte früher je geahnt, daß bereits in den Tagen Homers und noch lange vorher in Mitteleuropa, statt der dort vermuteten, völligen Unkultur, ein durch jenen Handel herbeigeführter Reichtum, eine Kultur- und Kunsthöhe zu Hause waren, die den gleichzeitigen Zuständen in Hellas zumindest ebenbürtig, in mancher Hinsicht sogar überlegen waren! Im Zentrum des genannten Handels, in Hallstatt nördlich des Dachsteins, gab es in den Tagen Homers prachtvolle Schmuckstücke und Schwertergriffe, in denen nordischer Bernstein und afrikanisches Elfenbein geschmackvoll zu erlesenen Kunstgebilden vereinigt wurden! Die bekannten Pfahlbauer an den schweizerischen und süddeutschen Seen hatten herrliche Bronzeschalen skandinavischer Herkunft neben schönen Produkten etruskischen Kunstfleißes in ihrem Besitz. Auch eigne Metalltechnik müssen sie besessen haben, worauf verschiedene Spuren hinweisen. Seit dem Übergang zur Bronzezeit spielte das reiche Kupfervorkommen vom Mitterberg im Salzkammergut gleichfalls eine wichtige Rolle im Handel.

Ihr Ende fand die blühende „Hallstatt-Kultur“ mit denen der Nachbargebiete etwa

im 5. Jahrhundert v. Chr., anscheinend im Zusammenhang mit dem großen Keltensturm, der um jene Zeit begann. Die voraufgegangenen 1000 Jahre, die den Höhepunkt ihrer Entfaltung bedeuteten, scheinen von allen größeren kriegerischen Wirren bemerkenswert frei geblieben zu sein. Nichts deutet in den Funden auf irgendwelche Störungen des hohen Wohlstandes durch Kriegsvorgänge hin. Der Handel in und durch Mitteleuropa lag offenbar so sehr im Interesse aller um die Verkehrsstraße wohnenden Völkerschaften, daß sich niemand beikommen ließ, ihn freventlich zu stören und zu gefährden. Eine „heilige Straße", auf der alle Händler unter dem Schutze der Gottheit standen, zog sich über die Alpen dahin, und jedermann mochte sie unbeschädigt benutzen, wenn er in friedlicher Absicht Handelswaren fremder Länder mit sich führte. So etwa *scheinen* die Verhältnisse gewesen zu sein, denn anders wären die eindringlichen Leistungen des Mitteleuropahandels jenes Zeitalters überhaupt nicht zu erklären. Bis zu den Völkerschaften an der unteren Oder und östlich davon bis zur Memel wanderten die Waren des Südens, vor allem die etruskischen Erzeugnisse, doch auch Bronzefigürchen aus Hellas und vom Nilland, Glasperlen aus Ägypten und andere afrikanische Produkte, dazu hethitische Erzeugnisse aus Vorderasien usw. Natürlich stellte dabei die Brennerstraße nicht den einzigen Handelsweg dar, sondern auch weiter im Osten und ebenso im Westen (Rhone—Rheinweg seit ca. 600 v. Chr.) gab es verschiedene Verkehrsstraßen von Bedeutung.

Auch von der homerischen und vorhomerischen Welt führten reizvolle Brücken des Handels in den „barbarischen" Norden. Das kostbarste Zeugnis dafür ist der wundervolle Fund von 78 reingoldenen Schalen, Spangen, Ringen und Kultgegenständen im Gesamtgewicht von 5,08 Pfund, der am 16. Mai 1913 in Messingwerk bei Eberswalde in der Mark gemacht wurde und der sich jetzt im Märkischen Museum zu Berlin befindet: er entstammt etwa dem 10. Jahrhundert v. Chr., also der *vorhomerischen* Periode, und läßt erkennen, daß ein selber goldloses Gebiet Norddeutschlands sich damals eine erstaunliche Technik in der Bearbeitung von Gold angeeignet hatte, das man sich natürlich nur auf dem Wege des Handels verschaffen konnte.

Recht bedeutsam war auch der *Durchgangs*verkehr durch Germanien. Die Schätze des Mittelmeeres und des skandinavischen Nordens traten über Mitteleuropa hinweg etwa seit dem Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends miteinander in Verbindung. Köstliche Erzeugnisse italischer Metallkunst sind in nicht ganz kleiner Zahl in Schweden und auf den dänischen Inseln gefunden worden. Umgekehrt birgt das Museum in Florenz ein Schwert skandinavischer Herkunft, das in Ägypten im Boden gefunden worden ist und sogar den Stempel des Pharao Sethos' II. (um 1200 v. Chr.) trägt! — Der Haupt„markt" für diesen Güteraustausch des Südens und Nordens scheint das südliche Mecklenburg und die Prignitz gewesen zu sein. Hier häufen sich die Bodenfunde, die für jenen Handel Zeugnis ablegen, in ganz auffälliger Weise. Zumal eine Straße, die vom heutigen Wittenberge über Parchim und Sternberg nach Wismar führt, ist reich gesegnet mit Schätzen im Erdboden, die jener frühe Handelsverkehr in Bewegung gesetzt hat. Ob hier besonders mächtige Herrscher gesessen haben, die den Handel in ihr Gebiet zu lenken verstanden, oder ob aus anderen Gründen der Handel sich hier eine Umschlagstelle schuf, ist nicht zu sagen.

Jedenfalls geht aus dem Gesagten, das ja nur einen flüchtigen Überblick gewähren kann, deutlich hervor, daß es auch auf germanischer Erde vor 3000 und mehr Jahren gar manche Dinge gab, die sich die Schulweisheit noch vor einigen Jahrzehnten nicht entfernt träumen ließ.

Machen wir uns doch endlich alle völlig frei von der alten, durch hellenischen und römischen Hochmut aufgebrachten und bis heute vielfach gläubig nachgebeteten Suggestion, als ob 500 und mehr Jahre v. Chr. ganz Europa mit alleiniger Ausnahme der Mittelmeerländer von kulturlosen Barbaren bewohnt gewesen sei!

Felsenbilder am Bürgstein in Böhmen

Von Ing. E. Gebauer

Wir veröffentlichen diesen Beitrag (ohne uns auf die Deutungen des Verfassers festzulegen), um auf die Probleme hinzuweisen, die der Bürgstein bietet. Schriftlg.

Inmitten des Sandsteingebietes, welches sich von der Elbe bis zum Jeschken hinzieht, erhebt sich das sogenannte Schwoikagebirge. Seine höchsten Erhebungen sind Durchbrüche vulkanischer Massen, meistens Basalt, welcher in Säulen-, Platten- oder auch Kugelstruktur über den Sandstein herausragt. Am Fuße des Slabitschkenberges, unterhalb des sogenannten Betgrabens, ragt aus ebenem, freiem Wiesengrunde ein gewaltiger Sandsteinblock empor, welcher rund 35 m hoch ist und etwa 50—60 m zum Quadrat an Grundfläche mißt. Von Natur aus schon fast senkrecht, sind die Wände sichtlich schon in ältester Zeit stellenweise völlig lotrecht abgehauen. Die vorgeschichtliche Bedeutung dieses gewaltigen Felsenwürfels ist unbestritten. Im Mittelalter wurde auf demselben eine Burg errichtet, wobei der Hauptteil der Gelasse aber im Felsen selbst eingegraben worden ist.

Von der höchsten Fläche des Felsens, wo vermutlich ehemals das hölzerne Ritterhaus stand, führt eine kreisrunde Öffnung von 100 cm lichtem Durchmesser in die Tiefe. Etwa 1,20 m unter dem oberen Rande erweitert sich dieser Schacht nach unten flaschenartig bis auf einen lichten Durchmesser von 3,30 m im Mittel und reicht in dieser Weite von 3 m Tiefe bis 6,50 m Tiefe herab zu der horizontal ebenen Sohle. Es ist die grundsätzliche Form der Flaschengräber.

Dieses sonderbare Felsengemach führt den Namen „Krug". Ähnliche, in die Tiefe geführte Felsengemächer sind in Böhmen bisher mehrere bekannt. Im siebzehnten Jahrhundert wurde die Burg als Herrensitz aufgegeben und Einsiedlern überlassen, welche daselbst Jahrzehnte hindurch ein gottesfürchtiges Leben führten. Diese erschlossen das Innere des „Kruges" für freien Zutritt, indem sie von der Seite her eine torähnliche Öffnung durch die Felswand brachen, so daß das „Verließ" seither bequem zugänglich ist.

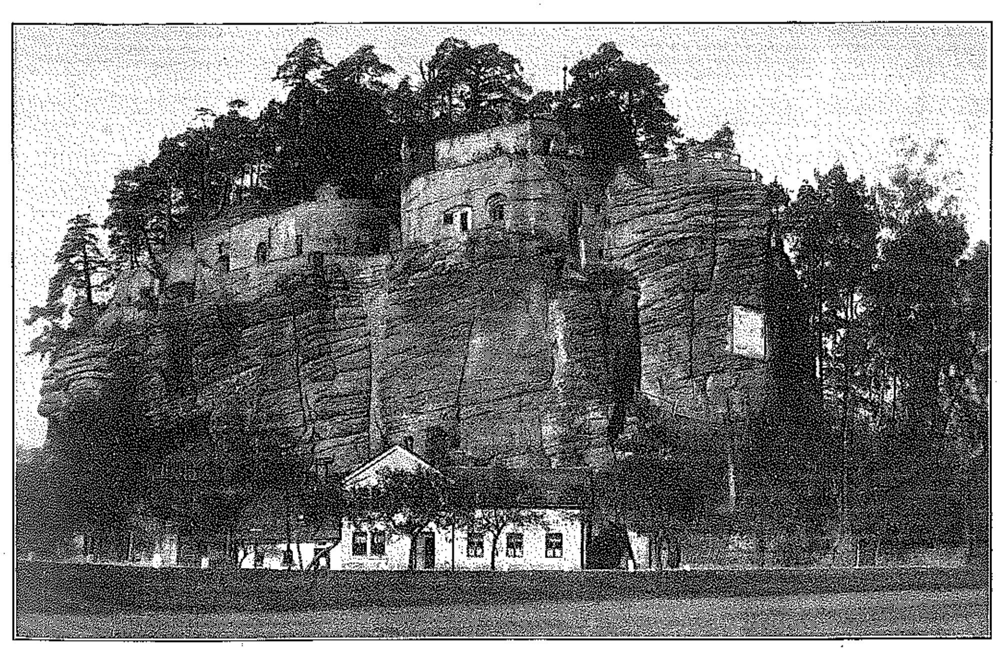


Abb. 1. Felsenburg „Bürgstein", früher „Stolpen" genannt.

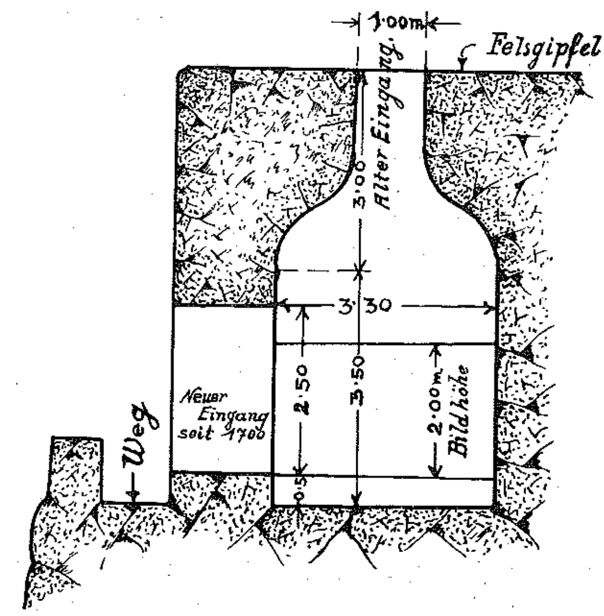


Abb. 2. Der „Krug" am Bürgstein.

Schon bei seiner ersten Besichtigung der Burg vor etwa drei Jahren, fiel dem Verfasser an der Rundwand dieses „Kruges" ein reliefartiges Bild auf. Leider kam er erst in diesem Jahre dazu, das Bild eingehend zu besichtigen. Die Feststellungen waren überraschend. Das Bild reicht von etwa 50 cm bis zur Höhe von 2,50 m über dem Boden und umfaßt etwa zwei Drittel des Wandbogens, ist also beiläufig 7 m lang. Ob durch das Aushauen der Toröffnung ein Bildteil vernichtet wurde, ist nicht feststellbar, aber nicht unwahrscheinlich.

Trotz wiederholter Aufnahme war es leider nicht möglich, die Bildteile so auf die Platte zu bringen, daß alle Einzelheiten desselben ohne weiteres deutlich erkennbar wären, weil die Lichtbildaufnahme in dem engen, mehr als halbdunklen Raume mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; es möge deshalb auf die wichtigsten Darstellungen kurz hingewiesen werden.

Abb. 3 umfaßt übersichtlich die größere Hälfte des Bildes.



Abb. 3. Mittlerer und rechter Teil des Gesamt-Reliefs.

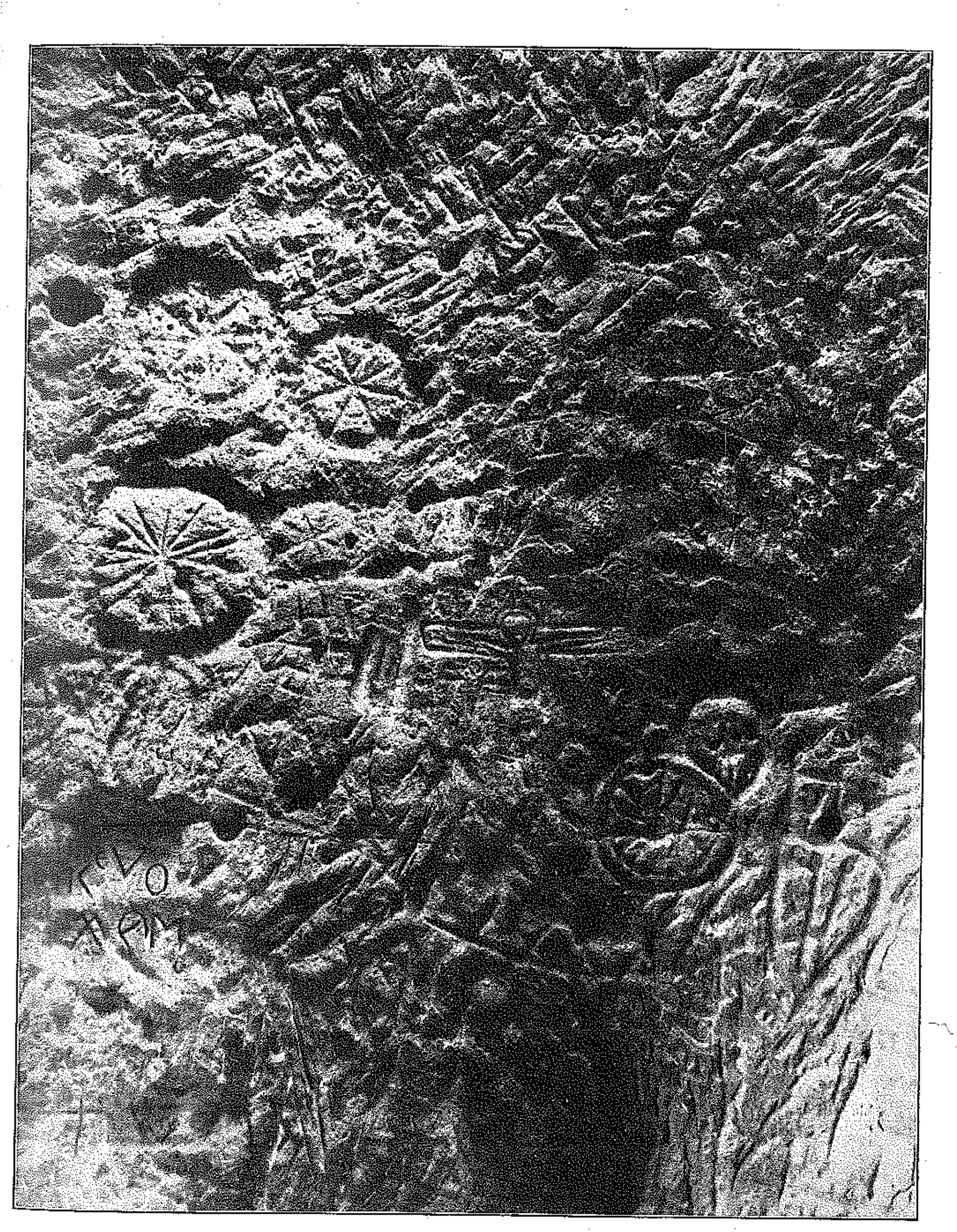


Abb. 4. Teilbild der linken Seite.

Abb. 4 zeigt eine Anzahl Sonnenscheiben, und zwar rechts oben ein einfaches Sonnenrad mit dem Strahlenzentrum, ohne Strahlen (= Teilung).

Links und Mitte oben je ein kleineres und größeres achtgeteiltes Sonnenrad. Links Mitte ein sechzehngeteiltes Rad. Daneben noch ein kleines achtgeteiltes Sonnenrad, unter welchem eine Schlange dargestellt zu sein scheint, deren Schwanzende unterhalb der 16-teiligen Sonnenscheibe hinter, bzw. aus dem Felsen hervorreicht. Ihr Körper liegt zusammengeballt in der anschließenden Nische, der Kopf oben. Rechts von ihr, in der glei-

chen Nische, sitzt eine sehr klein dargestellte menschliche Gestalt, deren herabhängende Beine und Füße gut erkennbar sind, der Oberkörper weniger deutlich. Unter der Mitte rechts ein Kreuz, welches aber keinesfalls das christliche Symbol darstellen kann. Deutlich ist nur der Querbalken und der Baumbalken vom Querholz abwärts. Das obere Stück des Baumbalkens fehlt. Dafür wölbt sich ein halber Sonnenring über dem Haupte der Gestalt. Unter den beiden Armen des Kreuzgottes befindet sich je ein kleineres Kreuz mit gleichfalls darangehefteten, menschenähnlichen Gestalten, die aber kaum die Schächer von Golgatha darstellen dürften. Links unten befinden sich scheinbar Runen und oben folgende Zeichen: ϵ Δ; darunter eine ᛚ = laf = Rune, dann < = k; daneben ○ = odil, darunter zwei gekreuzte ↾ᛚ Lafrunen als Binderune ᚷ (Lein und Lauch?), daneben ein ∩ = Urbogen und dann ein M̄, sowie verschiedene andere Zeichen, welche keinesfalls als Buchstaben unseres Alphabetes angesprochen werden können. Rechts ist eine Sonnenscheibe mit noch unverständlicher Teilung. Ein waagerechter Strich teilt das Rad in zwei ungleiche Teile, ein senkrecht sein sollender Strich ebenso noch die obere größere Kreishälfte. In den drei Feldern ist noch eine besondere Teilung dargestellt. Die Grotte mit der in derselben sitzenden kleinen Menschengestalt, die drei Kreuze, der letzterwähnte dreigeteilte Radkreis; ein darüber rechts dargestelltes Gesicht oder Kreis, neben dem letzteren rechts erscheinend ein Tier mit langem Hals, gehörntem Kopf und Ziegenrücken (Bock ?), sowie verschiedene kleinere Figuren sind von einer Kreislinie umschlossen. Im Winkel rechts unten ist ein Teil einer ummauerten Burg- oder Stadtanlage angedeutet.



Abb. 5. Ausschnitt aus dem linken Bildteile.

Teilbild 5 wird gleichfalls beherrscht von einem Kreuz, an welches eine weibliche Gestalt geheftet erscheint. So wie bei den Kreuzen in Teilbild 4 sind die Arme waagerecht ausgestreckt, was also christliche Symbolik, welch letztere die



Abb. 6. Teilbild aus der Mitte unten.

Schwerkraft des an den festgehefteten Händen hängenden Körpers in ihren Darstellungen berücksichtigt, von vornherein ausschließt. Im Kreuzeswinkel links oben befindet sich wieder der viergeteilte Sonnenkreis mit liegendem ⊗ Kreuz, was nach Wirth das Symbol der Jahreswende bedeuten würde. Links darunter befinden sich zwei ineinander verbundene Odilrunen mit den Kreisschlingen nach unten, demnach ein mit der Spitze nach oben gerichtetes Herz darstellend. Rechts über dem Kreuz zwei „Ur"- oder „U"-Bogen übereinander, nach Wirth die Hieroglyphe der „Mutterhöhle". Darunter, unter Hüfthöhe, der am Kreuze hängenden Frauengestalt ein Beil oder Hammer[1], mit nach unten gerichtetem Stiel. Links oben eine große, noch näher zu untersuchende herzfövmige Figur mit Kreuzessymbolen. Mehrere weitere Zeichen sind vorläufig nicht deutbar, so ein W, unten, u. a. Ritzungen.

Teilbild 6 zeigt links unten den wintersonnenwendlichen Jahrgott, sein Haupt eingehüllt in die halbe Sonnenscheibe. Er scheint aus den Felsen herauszutreten. Rechts von bzw. über ihn springt — gleichfalls aus dem Felsen — ein junger Löwe. Neben diesem steht, etwas tiefer, ein Aar. Er hat den Kopf einer riesenhaften Gestalt nachdenklich zugekehrt, welche in langem, bis zu den Füßen reichendem Mantel fast die ganze Bildhöhe rechts einnimmt und scheinbar mit einer Hand nach dem Adler greift. Unterhalb des Aars sieht man das Runenzeichen. Unter den Weichen des jungen Löwen befindet sich eine Sonnenscheibe, eine zweite neben dem Oberarm des Jahrgottes. Zu Füßen des letzteren kriecht eine Schlange aus den Felsen und züngelt neben der genannten Gestalt empor.

In Teilbild 7 sind die, übrigens über das ganze Relief verstreuten, Sonnenscheiben oder Köpfe (vielleicht symbolisieren sie beides) vorherrschend. Auffällig ist eine von einer Ur-Bogen-Hieroglyphe überdachte offensichtliche Höhle. Neben dem Ur-Zeichen rechts ein Stierkopf. Über der Runenreihe rechts steckt wieder eine Schlange den dicken Kopf mit ge-

[1] Ein gleiches Gerät befindet sich am Eingang zu den Höhlen bei Wellnitz. Dort sitzt eine männliche Figur, wahrscheinlich Tor, auf dem Hammerrücken, darunter ein Totenschiff.

spaltenem Rachen züngelnd empor, links des „Urbogen“-Zeichens ebenso eine zweite. Unmittelbar neben letzterer reckt ein Adlerkopf seinen offenen Schnabel aufwärts, um ein weniges höher als die Schlange.

In Teilbild 8 sind wohl die bedeutendsten astralsymbolischen bzw. mythologischen Darstellungen angebracht. Das Bemerkenswerteste sind die in drei Streifen rechts übereinander dargestellten Reihen menschlicher Gestalten. Die unterste Reihe umfaßt neun Personen, und zwar von rechts nach links, eine männliche, neben ihr eine weibliche und wieder eine männliche Gestalt, welche in der Linken einen Stab trägt. Alle haben die Arme gesenkt. Sodann eine gebietende männliche Gestalt im langen Kleid und Mantel, den linken Arm gesenkt, den Rechten bis über das Haupt erhoben. Dann wieder eine Frauen- und zwei Männergestalten, je einen Arm gesenkt, den anderen erhoben. Eine der letzteren trägt an der Seite ein Schwert. Sie scheinen in eine Höhle zu schreiten, an deren Eingang eine Art Irminsul oder Lilie emporragt. Vor dem Eingang, rechts vom Beschauer, steht eine kleine Gestalt mit hocherhobenen Armen. Der rechte Unterarm scheint nach unten verlängert. Links vor dem Eingang hält eine, anmutig an den Felsen geschmiegte Frauengestalt mit halb erhobenen Arme eine brennende Fackel empor.

Zu Füßen der mittleren drei Personen dieser Gruppe ringelt sich eine ungeheure Schlange, welche die Füße der mittleren Frauengestalt umschlingt.

Über dieser Gruppe befindet sich eine zweite, in kaum halber Größe der ersteren dargestellt. Von links nach rechts zeigt diese Figurenreihe vor allem einen gewaltigen Adler, welcher in sitzender Stellung, die Krallen weit vorgestreckt, Manneshöhe noch überragt. Dann folgt eine männliche Gestalt, die rechte Hand in Schulterhöhe haltend, die linke emporgestreckt und den Kopf des Adlers berührend. Dann wieder nebeneinander zwei Aare (schreitend). Dann folgt eine große, anscheinend neben dieser eine kleinere und wieder



Abb. 7. Teilbild Mitte oben.

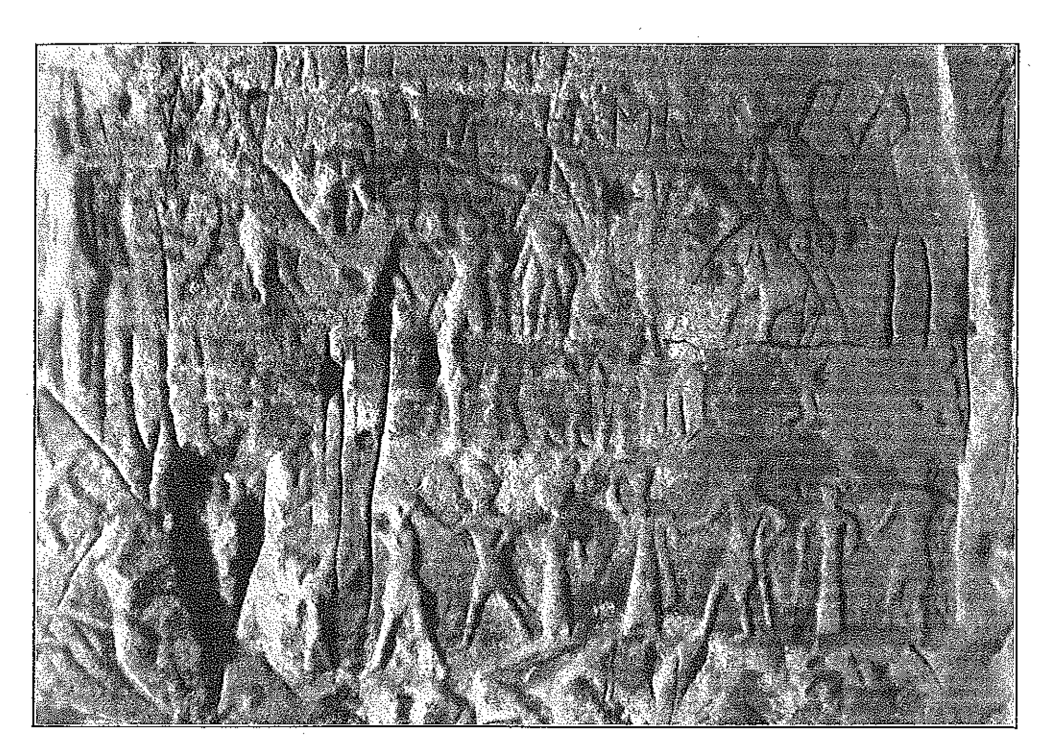


Abb. 8. Ausschnitt rechts unten.

eine große menschliche Figur. Schließlich, über beide spaltähnlichen Vertiefungen sich erstreckend, ein Pferd mit einem Reiter, die Hinterfüße noch hinter dem zweiten Spalt gegen links, Kopf und Vorderfüße schon rechts von der ersten Spalte.

In der oberen Gruppe[1] ist von rechts nach links ersichtlich: Die Hieroglyphe des aufsteigenden Jahrgottes. Neben der Schlinge derselben, rechts an diese unmittelbar anschließend ein Tor, verriegelt mit einem zweifach gekreuzten Balken. Dann folgt weiter links eine Sonnenscheibe mit stehendem Jahrkreuz. Links anschließend eine mächtige Tiergestalt (Fenriswolf?) auf den Hinterbeinen stehend, den Körper emporgebäumt, von einem Knaben anscheinend gebändigt. Im Raume zwischen dem Kopfe des Tieres, seinen Vorderbeinen und dem Oberkörper des noch kindlichen Knaben ist ein menschliches Antlitz in Form einer Sonnenscheibe sichtbar. Über dieser Dreigruppe befindet sich ein breites, hohes Tor, gekennzeichnet durch den mächtigen Querbalken und Seitenpfeiler mit Konsole. Neben dem Tor links eine hohe gebietende Gestalt, mit verhältnismäßig gut erkennbarem Kopfe und Gesicht. Die Arme gesenkt scheint diese Gestalt erwartungsvoll den Kampf des Knaben mit dem Untier zu verfolgen. Über der Tiergestalt ein flügelschlagender bzw. herbeifliegender Aar. Links von der anscheinend gebietenden Gestalt eine weitere menschliche Figur, mit dem linken Bein kniend, das rechte Bein aus der Spalte nachziehend. Der linke Arm ist in die Hüfte gestemmt (gesenkt), der rechte Arm hoch erhoben. Hinter der ersten größeren Spalte sieht man zwei rechtwinkelig emporgehobene Arme, wahrscheinlich einer Gestalt zugehörend, welche leider fast nicht mehr erkennbar ist. Deutlicher ist die siebente Menschengestalt in dieser Reihe, welche, anscheinend herbeieilend, eben über die Kluft (zweiter Spalt gegen links) springt und gleichfalls beide Arme hochhebt. Weiter links, zwischen dieser letzten menschlichen Figur und dem Gitter hinter dem Kreuze steht mit halbgeöffneten Flügeln ein gewaltiger Aar, den überlangen

[1] Siehe auch Teilbild 3, da auf Teilbild 8 die obere Gruppe weniger deutlich ist.

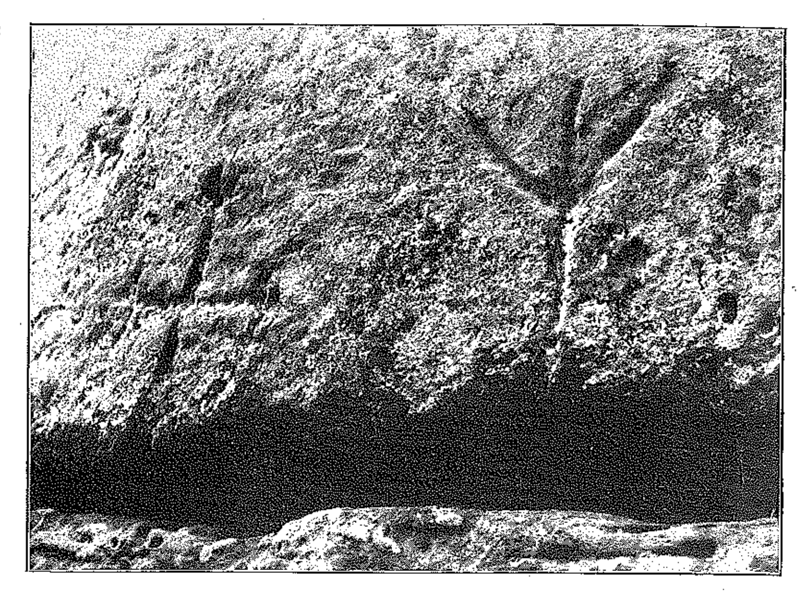


Abb. 9. Kultsymbolische Zeichen oberhalb der Ritterstiege.

Kopf und Schnabel zurückgewendet, anscheinend den Kampf des Knaben mit dem „Wolf" voll Spannung beobachtend. Zwischen ihm und der letzten menschlichen Darstellung (der springenden Gestalt) unmittelbar unter dem Inschriftenstreifen ruhen auf einer nach oben sich verjüngenden kegelstutzähnlichen Säule drei oder zwei Vögel, anscheinend Gänse, bekanntlich Symbolik des „All".

Über der oberen Gruppe menschlicher und tierischer Gestalten befinden sich zwei Reihen runenähnliche Zeichen, von denen einzelne leider bereits bis zur Unkenntlichkeit verwittert sind. Einige scheinen noch erkennbar.

Über den Runenreihen vier Sonnenscheiben oder Köpfe und rechts neben diesen wieder der „Urbogen" oder (nach Wirth) die Mutterhöhle. Sie ist anscheinend mit einem Gitter (Helgatter?) verschlossen, aus welchem die Sonnenbraut (?) hervortritt, da sie vor dem Gitter steht.

Links von der Höhle, in welche die untere Gruppe zu schreiten scheint, befindet sich ein achtzackiger Stern, dessen inneres Feld wiederum die Sonnenscheibe darstellt.



Abb. 10. Kultsymbolische Zeichen an der Felswand unweit der Ritterstiege.

Damit sind nicht alle bemerkenswerten Einzelheiten des Reliefs erschöpft, sowie ja auch nur Teilbilder der gesamten Wandskulpturen vorläufig hier beigefügt sind. Die ausführliche Beschreibung und Deutung kann aus Raumgründen nur in einer besonderen Schrift erfolgen. Soviel aber dürfte auch aus dem Gebotenen ersichtlich sein, daß es sich um Darstellungen urarischer Kultsymbolik handelt. Dies wird noch weiter bestätigt durch Runen, die außerhalb dieses „Kruges" oder Burgverlieses am Burgfelsen vorhanden sind. Vor dem oberen Zugang zur sogenannten Ritterstiege befindet sich die ᛉ Rune, und links daneben das Zeichen ✢ .

Unweit davon ist gleichfalls an der Felswand das Sonnenrad mit aufrechtem Jahrkreuz, stehend auf verlängerter Vertikalspeiche. Daneben wieder ein Jahrkreuz mit dem Zeichen des Jahresanfanges an beiden Enden des Querbalkens.

Als eine wichtige Voraussetzung für die Wahrscheinlichkeit des vorgeschichtlichen Charakters des Bildes erachtete der Verfasser die Feststellung, ob in der Frühzeit um den Burgstein Menschen siedelten, welchen der Felsen kultischer Mittelpunkt gewesen ist, und die das Felsenbild vor Jahrtausenden geschaffen haben können. Zu diesem Zwecke führte er im August Grabungen durch, welche ein überraschendes Ergebnis lieferten. Am Fuße des Burgfelsens stieß er auf eine, Jahrtausende hindurch benützte Wohnstätte. Zu unterst lagen um eine aus Steinen gefügte Herdstelle Massen von Asche und Holzkohle, Scherben von jungsteinzeitlichen Gefäßen, Werkzeuge aus Feuerstein, ein Knochendolch und viel Hüttenbewurf. Darüber folgten Scherben aus dem Aneolithikum. Über denen — durch eine 8-cm-Sandschicht geschieden — Scherben von bronzezeitlichen Tongefäßen, und über dieser Schicht lagen Reste der Hallstadt-, noch höher der La-Tène-Kultur, bestehend in Tonscherben und einer Eisenfibel. Die jüngsten Scherben stammen aus der Völkerwanderungs- und frühen Burgwallzeit, welche in der obersten Kulturschicht lagen. Diese Funde bilden eine nicht zu übersehende Stütze für die Annahme eines vorgeschichtlichen Ursprunges des Felsenbildes[1].

Zwei mitteldeutsche Höhlen erzählen

Von jeher haben Höhlen, Schächte und Stollenmundlöcher in der Landschaft auf menschliche Phantasie eigenartige Einflüsse gehabt. Sagen und Erzählungen sind entstanden, deren geschichtlicher Kern oft unendlich weit in geschichtliche, ja sogar vorgeschichtliche Zeit zurückweist.

Die mitteldeutsche Landschaft ist reich an Höhlen, von der Natur im Laufe der letzten Jahrmillionen erdgeschichtlicher Entwicklung gestaltet. Und in diesem landschaftlichen Rahmen ist es wieder in ganz besonderer Weise der Orlagau zwischen Könitz und Neustadt an der Orla, in dem größere und kleinere, mehr oder weniger geräumige Höhlen sich in dem Riffdolomit des Zechsteins befinden.

Man hat am Totenstein, in der Wüsten Scheuer bei Döbritz wissenschaftliche Ausgrabungen unternommen und wertvolle Ergebnisse für die Vorgeschichtsforschung Deutschlands gehabt. In den letzten Jahren sind nun zwei mitteldeutsche Höhlen im Orlagau berufen gewesen, mit ihrem ergrabenen Inventar berechtigtes Aufsehen zu erregen. Die dort gemachten Funde haben aber nicht nur für Fachkreise Interesse, sondern der Wert der Funde für die Menschheitsgeschichte überhaupt berechtigt dazu, von den in letzter Zeit gemachten Funden zu erzählen.

In jahrelanger mustergültiger Arbeit hat der Neustädter Vorgeschichtsforscher Martin Richter die Kniegrotte bei Döb-

[1] Allerdings ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß das erwähnte Wandbild einer späteren Zeit entstammt als jener, deren Kultsymbolik es darstellt. Als erster Einsiedler kam im Jahre 1690 der Maurer und angeblich gelernte Baumeister Konstantin auf die von dem Besitzer verlassene Burg. Als zweiter hauste auf derselben zugleich mit ersterem seit 1710 Bruder Wenzel, ein Maler, welcher als Künstler einen Namen hatte und von dem auch das Bild der heiligen Katharina am Altar der Stadtkirche von Bürgstein stammen soll. Es läßt sich nicht von vornherein ausschließen, daß dieses Wandrelief im „Krug" wie auch die Runenzeichen und Symbole an den äußeren Felswänden von diesen beiden stammen.

ritz im Orlagau als bedeutende Kulturstätte der Altsteinzeit ausgegraben. Diese Kniehöhle liegt heute 26 m über dem Talboden des Gamsenbaches, der in 70 m Entfernung als Wasserstelle gedient hat. Die Wohnhöhle liegt nach Westen offen, an einem sonnigen Hang. Bewohnt ist diese Höhle vor ungefähr 20 000 Jahren von Vertretern der Cromagnonrasse im sogenannten Magdalenien. Es waren Pferde- und Rentierjäger.

Vor der Wohnhöhle fand Richter das älteste Pflaster der Welt, eine Kulmschieferplattenanlage von 46 qm, die den Raum eines Langkreises besaß. Diese Platten entstammen dem Gamsenbachbett, wo sie etwa 300 m entfernt von der Höhle anstehen. Gegen 2000 solcher Platten hat der urzeitliche Bewohner der Kniehöhle nach und nach herbeigeholt, sie dort verwendet, wo gerade eine schmutzige, schlüpfrige Stelle vor dem Höhlenraum einen Bodenbelag erforderlich machte. Durch diesen Plattenbelag wurde die Fläche vor der Höhle wohnfähig und wahrscheinlich hat sich auch alles Leben des Urmenschen hier abgespielt. Was erhaltungsfähig war, ist zwischen und unter den Kulmschieferplatten von der Natur über die 20 000 Jahre hinüber bewahrt worden. Man fand so aufgeschlagene Tierknochen, die als Mahlzeitreste angesehen werden müssen. Weiter zeigten sich Feuersteingeräte, unzählige Feuersteinsplitter, Geweihstangen, Tierzähne und herrliche Schmuckgegenstände. Die im Höhleneingange übereinanderliegend festgestellten Herdstellen vor der Höhle lassen den Schluß zu, daß in und vor der Kniehöhle der Mensch längere Zeit und vielleicht wiederholt gewohnt hat.

In den oberen Lagen der Plattenschicht fand man Reste des asiatischen Steppenpferdes, in den unteren Lagen das Renntier. Weiter fand man Reste vom Mammut, Schenkelknochen und eine kunstvoll aufgeschnittene Mammutrippe. Daneben sind Reste von Bär, Wolf, Biber, Vögeln, Eisfuchs, Schneehase gefunden worden. Die zahlreichen Knochen vom Wildpferd erklärt Richter damit, daß der tafelförmige Döbritzer Berg vom Urmenschen als Pferdefalle bei der Jagd benutzt worden ist. An Feuersteingeräten hat Richter bis zum Frühjahr 1934 gegen 3800 Stück ausgegraben. Darunter finden sich verschiedene Klingen und Messerchen, Stichel, Bohrer, Klingenkratzer. Alle diese Gegenstände sind aus Feuerstein gearbeitet. Dazu kommen noch Geräte aus weißem, braunem und blauschwarzem Quarzit, die der Kniegrottenbewohner aus seinem früheren Wohngebiet mitgebracht hat. Aber auch Knochen wurden als Stoff zur Verarbeitung gewählt. Man fand gegen 50 Ahlen, Speerspitzen, mit und ohne Giftrinnen, Pfrieme, Meißel, Knochennadeln mit Öhr und poliert. Mit den Nadeln sind wahrscheinlich genähte Pelzkleider hergestellt worden. Seltenheiten sind Elfenbeinahlen und ein kleiner, aus Hirschhorngeweih hergestellter Hammer, zwei mit konisch sich verjüngenden Löchern versehene, sogenannte Kommandostäbe, die entweder als Zaubergerät oder als Fellstrecker zu erklären sind. Ein prachtvolles Stück stellt die Elfenbeinharpune dar, die bisher nur einmal auf der ganzen Erde gefunden wurde. Daß es sich um eine Prunk- und keine Gebrauchsharpune handelt, beweist die Eingravierung eines gedrehten Fadens. Herrlich sind auch die Beweise der Kunstbetätigungen des Magdalenienmenschen der Kniehöhle. Man findet Darstellungen vom Wildpferd, Bison, vielleicht auch stilisierte Menschendarstellungen. Als Schmuck trug man durchlöcherte Muscheln, Tierzähne, kleine Steine, Renntiergrandeln. Rötelstückchen lassen vermuten, daß man sich anmalte. Ein gezähntes Steinchen mit eingravierten Ritzen wird von Richter als Zaubergerät angesehen.

Noch weiter in die Menschheitsgeschichte führen die Ausgrabungen in der Ilsenhöhle unterhalb der alten Kaiserpfalz Ranis zurück. Nachdem der Besitzer der stolzen Burg Major von Breitenbuch die ersten Grabungen ausführte, begann die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle durch Dr. Hülle eine über längere Zeit währende Ausgrabung, die kürzlich auch zum Abschluß gekommen ist. Dr. Hülle bezeichnet die Menschen, die in der Ilsenhöhle ihre Spuren hinterlassen haben, als „die ältesten Höhlenbewohner Mitteldeutschlands“. Es wurden durch die neueren Grabungen nicht nur die Erdschichten in, sondern auch vor der Höhle untersucht. Man konnte durch diese Schürfarbeiten das interessanteste Profil erforschen, das von der Altsteinzeit bis auf unsere Tage einen in der Welt einzig dastehenden Entwicklungsüberblick der letzten 200 000 Jahre der Menschheitsgeschichte vermittelt.

Man fand in den obersten Schichten Reste mittelalterlicher Gefäße, die von den damaligen Burgbewohnern stammen. In 2 m Tiefe traf man vorgeschichtliche, bronzezeitliche Funde an, die ungefähr 4000 Jahre zurückreichen. Die aufgefundenen interessanten Kupferschlacken sind als Beweis für das Alter einheimischer Kupfergewinnung und Kupferverarbeitung anzusehen. Darunter liegen Ablagerungen der

diluvialen Inlandvereisung, die zwar nicht bis in den Orlagau reichte, aber Ablagerungen in dem eisfrei gebliebenen Orlagau hinterlassen hat. Steppe bedeckte die Orlagaulandschaft, und in diesem Landschaftsraum tummelten sich verschiedene Arten von Wildpferden, Moschusochsen, Renntiere, eine ganze Anzahl von Nagetieren, wie Hermelin, Ziesel, Pferdespringer. Der Mensch jagte diese Tiere, und seine Anwesenheit ist durch Funde seiner Geräte belegt. Wie in der Kniehöhle bei Döbritz fanden sich typische kleine Feuersteinwerkzeuge, Knochenwerkzeuge und eine Kette aus durchbohrten Tierzähnen aus der Magdalenienzeit. Auch die Spuren älterer Menschen aus der Aurignaczeit fanden sich in der Ilsenhöhle: Feuersteinwerkzeuge, von Mahlzeiten der Höhlenbewohner herrührende zerbrochene Tierknochen und der Unterkiefer eines kleinen Kindes. In der Tiefe der Höhle liegt eine dunkelbraune Erdschicht, in der die Reste des Höhlenbärs vorherrschen. Weiter zeigten sich Nashorn, Hirsch- und Pferdearten. Diese Funde stammen aus der Zwischeneiszeit. Auch der Urmensch war in dieser Zeit Bewohner der Ilsenhöhle. Nach Dr. Hülle zeichnete sich dieser Urmensch durch eine hohe Kunstfertigkeit aus. Man fand von seiner Tätigkeit bearbeitete Knochen und Feuersteine, so Schaber, Kratzer, Spitzen, aus Elfenbein Geräte. In der tiefsten Erdschicht, die man ausgrub, lagen staunenswerte Zeugnisse für die Anwesenheit des Urmenschen. Aus Gelenkpfannen von Nashorn und Mammut hat man Trinkgefäße und Beleuchtungsgegenstände angefertigt. Schaber und Fellkratzer gewann man aus Röhrenknochen des Höhlenbären und des Nashorns. Dolche und Knochenspitzen sind in prachtvoller Ausführung gefunden worden. Die Reißzähne des Höhlenbären verwendete man als Signalpfeifen. Die Hirschhorngeweihe benutzte man zum Hacken, ebenso Höhlenbärenunterkiefer. Zu solchen Knochengerätefunden kommen kunstvolle Lanzenspitzen aus Feuerstein.

Diese herrliche Ausbeute, die einen wundervollen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit lieferte, liegt in dem Heimatmuseum der Burg Ranis, während die Funde aus der Kniehöhle bei Döbritz sich in den Händen ihres Entdeckers befinden.

R. Hundt.

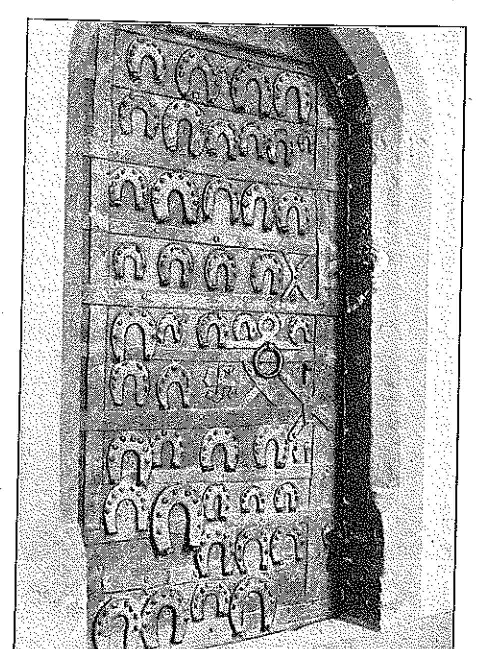


Erfreuliche Ausnahme. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, wie gering das Wissen um die Lebensverhältnisse unserer Vorfahren in der Allgemeinheit noch heute ist. Immer wieder stößt man in Zeitungen und Zeitschriften auf die landläufigen falschen Vorstellungen. Eine erfreuliche Ausnahme bildet der Aufsatz „Woher stammt die Seife?“ von A. Nauck in Nr. 6/1934 der Monatszeitung „Praktische Winke der deutschen Verbandsdrogisten“: „Nach einem alten Wort bestimmt der Seifenverbrauch den Kulturzustand eines Volkes. Wenn das richtig ist, so kann man mit einem kühnen Schluß annehmen, daß der Beginn der Kultur zusammenfällt mit der Erfindung der Seife, und es gereicht uns zur besonderen Ehre, daß die Seife deutschen Ursprungs ist und schon in grauer Vorzeit bekannt war. Schon Plinius berichtet, daß die vornehmen Römer weiße Kugel- und Haarseife als ein ganz neues Produkt aus den eroberten germanischen Grenzprovinzen bezogen haben, und daß dieses als Seife bezeichnete Produkt vorzugsweise aus Buchenasche und Ziegentalg bereitet wurde. Der gleiche römische Schriftsteller weist darauf hin, daß die Deutschen weit erfahrener in der Herstellung der Seife seien, als die ihnen benachbarten Gallier, die ihrem Erzeugnis Kalk als unerwünschte Beigabe zuzusetzen pflegten.“

An einer Stelle dieses Aufsatzes scheint allerdings auch noch die Vorstellung hineinzuspuken, daß die antike Kultur eigentlich doch überlegen gewesen sein müsse: „Als erst die Seife im alten Rom bekannter wurde, versuchte man dieses deutsche Produkt natürlich nachzumachen und möglichst zu verbessern. Trotzdem muß man sich wundern, wie die alten deutschen Seifensieder schon die richtige Grundlage zu einer guten Seife erkannt hatten, indem sie vorzugsweise Buchenasche und Ziegentalg dazu verwandten.“ — Wundern kann man sich über die erfinderische Leistung doch nur dann, wenn man sie dem Erfinder nicht zutraut!

Das Hufeisen als Heilszeichen. In „Germanien", 1934, Heft 1, erwähnt Dr. R. Kohl (Wittekind und Bergkirchen) verschiedene Kirchen mit eingemauerten Hufeisen.

Ein besonders interessantes Vorkommen dieses Brauchs findet sich in dem kleinen Dorf Genhofen, einige Kilometer nördlich des bekannten Luftkurorts Oberstaufen im bayrischen Allgäu. Genhofen besitzt eine alte Kirche, die mauerbewehrt auf einem kleinen Hügel liegt. Sie ist Sankt Stefan, dem Schutzpatron der Pferde, geweiht und hat im Gegensatz zu den meisten Kirchen der weiteren Umgebung ihren gotischen Charakter bewahrt. Ihr Turm heißt „Wendelstein". Am Fuß des Hügels entspringen mehrere Quellen. Die Überlieferung berichtet, an Stelle der Kirche habe der Hügel in vorchristlicher Zeit eine Kultstätte getragen, wo Pferde geopfert wurden. Jedenfalls bildet die Türe zwischen Kirchenschiff und Sakristei eine Seltenheit. Sie ist von oben bis unten mit Hufeisen verschiedenster Größen benagelt, und zwar handelt es sich ganz offensichtlich nicht um Gebrauchseisen, sondern um Weihegeschenke für den Schutzpatron der Kirche. Aus welchem Jahrhundert die Türe stammt, erscheint zweifelhaft. Auf dem Türsturz steht die Jahreszahl 1566, während rechts der Türe 1497 in die Wand eingemeißelt ist. Die Hufeisen selbst tragen verschiedentlich Zeichnungen. Auf dem ganz großen Eisen der obersten Reihe, sowie auf dem mittleren der dritten Reihe läuft das Zick-Zack-Muster. Das linke Eisen der fünften Reihe zeigt unter anderem fünfmal eine Kugel mit umschriebenem Kreis, auf dem wieder je vier gegenüberstehende Kugeln angeordnet sind.



Es verdient aber besondere Beachtung und gibt gleichzeitig einen Hinweis auf das mutmaßliche Alter der Türe, daß zwischen den Hufeisen mehrere Runenzeichen stecken. So schließt die vierte waagerechte Reihe mit dem auseinandergezogenen Malkreuz X. In der fünften Reihe findet sich über dem Türring die Odilsrune mit aller Deutlichkeit. Die sechste Reihe endlich trägt ein vollkommenes Hakenkreuz, sowie zwei Malkreuze.

Ob eine Deutung dieser merkwürdigen Kirchentüre besteht, ist mir nicht bekannt. Sie erscheint aber eingehenderer Bearbeitung wert. Ein Lichtbild steht gern zur Verfügung.

Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg, Hindenburgstraße 37.

Das Hakenkreuz als Steinmetzzeichen. In den letzten Heften ist wiederholt auf den Zusammenhang der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Steinmetzzeichen mit uralten Symbolen hingewiesen worden. Von diesen darf in der Gegenwart das Hakenkreuz das größte Interesse für sich beanspruchen.

Nach der inhaltreichen Zusammenstellung von Steinmetzzeichen durch Back (Von Steinmetzzeichen) in der Festgabe zur Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1861 findet sich das Hakenkreuz als Steinmetzzeichen — und zwar in der uns geläufigen Form: 卐 — am Münster in Basel, an der Kirche in Zeitz und an einer Säule hinter dem Altar der Marienkirche in Zwickau (卐). An derselben Kirche erscheint nach Back das Hakenkreuz auch in der Form: 卐, und zwar an den äußeren Pfeilern und am Tor. In Altenburg hat Back das Hakenkreuz in der üblichen Gestalt an den östlichen Außenpfeilern der Schloßkirche festgestellt, deren jetziger Bau im Laufe des 15. Jahrhunderts entstanden ist; außerdem aber verzeichnet er Steinmetzzeichen im Bogen der Tür des sogen. alten Kornhauses im Osten des Altenburger Schloßhofes ([Zeichen] [Zeichen]), die unzweifelhaft — ebenso wie das Zeichen im Schlußstein: [Zeichen] — mit dem Hakenkreuz zusammenhängen. Vielleicht handelt es sich um absichtliche „Verkalungen".

Es ist mir zur Zeit leider nicht möglich, diese Angaben im einzelnen nachzuprüfen; ich halte aber gerade heute eine Nachprüfung und vor allem eine Ergänzung des Materials für durchaus erwünscht. Beachtenswert ist jedenfalls, daß sich das Hakenkreuz gerade auch an christlichen Kirchen findet.

Gotha. Dr. Kurt Schmidt.

Aus der Landschaft

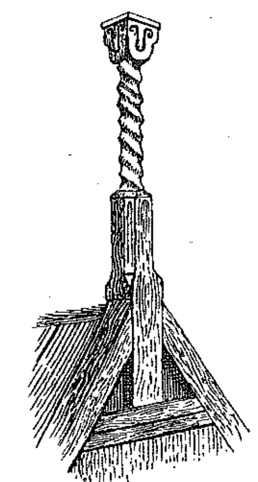
Der „Geck". Als Giebelzier mancher Bauernhöfe Westfalens findet sich der „Geck". Es ist dies häufig eine nach flämischer Art gedrehte Säule mit einem Knauf oder Stern als Abschluß.

Die Bedeutung dieses Zeichens sowie des Wortes „Geck" in Verbindung damit ist nicht ganz klar.

Aus dem deutschen Schrifttum ist das Wort Geck etwa seit dem 14. Jahrhundert bekannt (Grimm). Es bezeichnet mit einigen Abwandlungen dem Sinne nach: Tor, Narr (Grimm) oder einen albernen, auch eitlen Menschen. In Schwaben gebräuchlich ist: gagg, gaggel, auch gogg (Grimm). Nach Brockhaus bezeichnet Geck einen albernen Menschen. „Die Grundbedeutung ist wohl: drehbar, beweglich." Man spricht heute noch von einem „verdrehten" Menschen.

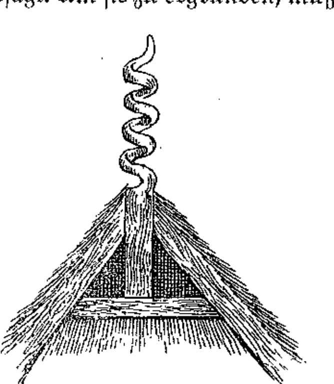
Außer dieser, eine menschliche Wesensart bezeichnenden Bedeutung des Ausdrucks „Geck", findet man das Wort Geck als Bezeichnung für: Mantelstock (in Westfalen nach Woeste) für den Hebelstock einer Schiffspumpe (Sanders) und endlich in der anatomischen Bedeutung nach Grimm: „Geck heißt auch das Gelenk im Kälber- oder Schöpsenkopf". Daher die bekannte Redensart: „Den Geck stechen". —

Geht man von der bei Brockhaus erwähnten Grundbedeutung des Wortes Geck aus, d. h. also von „drehbar", so bezöge sich die Bezeichnung „Geck" bei dem Giebelzeichen rein äußerlich auf seine gedrehte Form. Über die Symbolik dieses Zeichens ist aber damit noch nichts gesagt. Um sie zu ergründen, muß man



Der „Geck" als Giebelzier in Gesmold

wahrscheinlich auf germanische Kultgebräuche zurückgreifen. In seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit" behandelt H. Wirth sehr eingehend die sogenannten Schulzenstäbe. Man findet sie in Preußen, Litauen und bei Westslawenstämmen im Gebrauch. Der Schulzenstab ist ein aus einer gedrehten Wurzel verfertigtes krückstockähnliches Gebilde. Schickt der Schulze diesen seinen Stab in die Häuser, so lädt er damit die Bewohner zu sich und sie müssen diesem Befehl folgen. Der Stab hat also eine gewisse Hoheitsgewalt. Litauisch heißt dieser Stab „krivule" vom litauischen „kreiwas", d. i. gewunden, schief. Wir finden also hier eine eigentümliche Verwandtschaft zwischen „kreiwas" = gewunden und „Geck" = drehbar. Beiden Begriffen scheint die Vorstellung von etwas gedrehtem zugrunde zu liegen. In Anlehnung an die Schulzenstäbe könnte man also vermuten, daß auch dem „Geck" eine gewisse hoheitsverkörpernde Eigenschaft zugedacht war, weshalb er am Giebel, an deutlich sichtbarer Stelle des Hofes angebracht war. Darüber sollten entsprechende Untersuchungen angestellt werden. Damit hätte man aber weder die Symbolik des „Geck" ganz erschöpft, noch die etymologische Bedeutung des Wortes in diesem Zusammenhang geklärt. Ich möchte glauben, daß hier die mythologische Deutung des Schulzenstabes weiterhelfen kann. Wie



Der „Geck" als Giebelzier in Dörnberg

H. Wirth ausführt, setzten die Römer ihren Gott Merkur dem höchsten germanischen Gott Wodan gleich. Hier der Psychopompos, dort Allvater, der die Seelen der gefallenen Krieger geleitet. Das Attribut des Merkur ist u. a. der „caduceus-Stab“. Derselbe Stab findet sich nach Wirth auch als Attribut Wodans. So scheint mir der „Geck“ auf eine Beziehung zu Wodan zu deuten. Ob weiter noch eine etymologische Verwandtschaft zwischen „Geck“ und „caduceus“, dem griechischen „kerykeion“ besteht, wage ich nicht zu entscheiden.

Über aufklärende Zuschriften aus dem Leserkreise würde ich mich freuen[1].

Dr. med. E. Büch, Essen, Hindenburgstr. 93.

[1] Über die Verbreitung der Gecksäule als Giebelzier hat Dr. K. Brandi in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, 18. Bd., 1893, eine beachtenswerte Abhandlung „Stammensgrenzen zwischen Ems und Weser“ veröffentlicht, der auch die beiden Abbildungen entstammen. Aus dieser Abhandlung seien folgende Sätze angeführt: „(Es) scheint mir eine feste Völkerschaftsgrenze den Kamm des Teutoburger Waldes entlang bis an den Goldbach, dann westlich Osnabrück zum Piesberg, über die Wittekindsburg nach Venne und von hier zur Hunte unbedenklich gezogen werden zu können, da die Sprache, Tracht und Hausbau dieselbe Grenzlinie erkennen lassen, welche durch das beiderseits fast ausschließliche Vorkommen von Pferdeköpfen und von Säulen festgelegt wird. . . . Es drängt sich auf, daß es sich hier um eine von Osten gekommene Einwanderung handelt, die nach Süden hin den Wall des hohen Gebirgszuges nicht überflutete, nach Westen der Hase nur bis zu ihrem Tor bei Osnabrück folgte, nordwärts aber durch die zahlreichen Öffnungen des Wesergebirges sich in geringerer Stärke noch weithin ausgedehnt hat. Das Wahrzeichen des vordringenden Volkes war die Säule. . . . Die Tatsache des gewaltsamen Vordringens der Engern (Tac. Germ. Kap. 33) scheint mir so vortrefflich auf die oben geschilderten Grenzverhältnisse zu passen, daß ich geneigt bin, unser Hügelland für die Engern in Anspruch zu nehmen und das südliche und westliche Gebiet den Brukterern zuzuschreiben. Über den Norden möchte ich mich eines Urteils enthalten; nach Tacitus waren hie die Chauken ansässig, denen die Cherusker sich östlich anschlossen. . . . Als ausgezeichnet aber wird man jedenfalls die Lage von Osnabrück erkennen, in der natürlichen festen Grenze eines von Osten siegreich vorgedrungenen Stammes.“



Zschaetzsch, Karl Georg, **Atlantis, die Urheimat der Arier.** 2. umgearb. und vermehrte Auflage. Berlin, Arier-Verlag, 1934.

Dies Buch ist ein kurzer Auszug aus zwei früheren Büchern desselben Verfassers: „Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes“ und „Uralte Sippen- und Familiennamen“. Dieses Buch ist so untauglich, daß wir einer ausführlichen Besprechung des Herrn Dr. Janssen in der Zeitschrift „Völkische Kultur“ (September 1934) nur wenig hinzuzufügen brauchen.

Einige wenige Angaben, die so wahnsinnig sind, sprechen für sich selber: Die Geschichte des arischen Stammes ist 29 500 Jahre zurückzuverfolgen! — Die Litauer sind bei Zschaetzsch Germanen!! — Germanen und Arier sind ein und dasselbe, als ob es nicht auch indogermanische, aber nicht germanische arische Völker gäbe usw. — In einem wilden Durcheinander werden falsch verstandene Auslegungen von Sagen der verschiedensten Zeiten und Völker gebracht und daraus, unter völligem Verzicht auf alle wirklichen Kenntnisse über vorgeschichtliche Völker- und Kulturentwicklung, ein phantastisches Märchen über die Arier der Urzeit entworfen. Es ist schade um den Fleiß des Verfassers, denn solche Bücher blieben wirklich besser ungedruckt. Der Arier-Verlag ist durch solche Veröffentlichungen heute ja schon hinreichend bekannt.

(Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums.)

Fiesel, Ludolf, **Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niedersachsen.** (Beiheft 9 zu Theutonia, Ztschr. f. deutsche Dialektforschung und Sprachgesch.) Halle 1934, M. Niemeyer Verlag. Gr.-8°. 36 Seiten. Geh. 2,40 RM.

Sehr klar aufgebaute Arbeit, die eine neue Systematik der Ortsnamenforschung fördern soll und deren Ergebnisse auch von einem nicht germanistisch Vorgebildeten aufgenommen werden können. F. beschränkt sich zeitlich und räumlich. Einleitend umreißt er kurz die Lage der Ortsnamenforschung, wie sie sich seit Arnolds Arbeit „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher

Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen“ (1875) entwickelt hat. Sehr richtig ist, daß F. betont, daß die Philologie allein nicht weiter kommt, sondern sich auf Vorarbeiten und Hilfswissenschaften stützen muß (S. 6). — „Nicht zu viel Wasser, aber auch nicht zu wenig Wasser, das ist die Vorbedingung für frühzeitliche Siedlung.“ (Deshalb glaube ich auch nicht, daß das alte Thiatmelli an der Stelle des heutigen Detmolds gelegen hat, — die Stadt ist noch heute von Bruchland umgeben.) Unsere gegenwärtige Kenntnis erlaubt uns allerdings anzunehmen, daß die Siedler in Nordwestdeutschland durch Brunnenanlagen sich erheblich früher vom Vorkommen fließenden Wassers unabhängig zu machen verstanden, als das F. anzunehmen scheint. Auf Grund der urkundlichen Überlieferung werden dann im einzelnen die Ortsnamen mit den Grundworten -borstel, -büttel, -heim, -rode, -hagen, -stedt und -leben behandelt. F. kommt dabei zu dem Schluß, daß die -stedt-Namen der Ausbreitung der Sachsen vom 2. bis 4. Jahrhundert n. Zw. angehören, daß alle anderen jünger sind. Sicherlich werden einmal die Orts- (und Flur-)namen uns helfen, die einstweilen noch ungeklärte Sachsenfrage (und was damit zusammenhängt) zu lösen, aber allein sind sie nicht dazu imstande. Deshalb sind auch die wesentlich auf literarischen Nachrichten beruhenden Schlüsse für den Siedlungsverlauf innerhalb des nordwestdeutschen Raumes anfechtbar und der oben aufgeführten grundsätzlichen Forderung widersprechend, denn die urgeschichtliche Siedlungsforschung wird nicht genügend berücksichtigt (s. die Arbeit von Schroller, „Beiträge zum urgeschichtlichen Hausbau in Niedersachsen“, Mannus 1934, H. 1). S.

Zschaetzsch, Karl Georg, **Uralte Sippen- und Familiennamen.** 2. umgearb. Auflage. Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin 1934.

Das Buch schließt sich inhaltlich an die unkritischen und phantastischen Werke des gleichen Verfassers: „Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes“ und „Atlantis, die Urheimat der Arier“ an. Es geht von der Behauptung aus, daß die Germanen Familiennamen besessen haben und daß die Mehrzahl der heutigen deutschen Familiennamen und fast alle Rufnamen sich von arischen Sippennamen herleiten lassen. Eine große Zahl von Beispielen deutscher und anderer indogermanischer Namen wird angeführt. Der Verfasser versteigt sich zu der Behauptung, daß keine Wanderung der germanischen Stämme, sondern nur eine Abwanderung des Bevölkerungsüberschusses aus den germanischen Ländern stattgefunden habe.

Das Buch stellt ein Meisterwerk wirrer Phantasterei ohne eine Spur von Beweisführung dar und ist auf das schärfste abzulehnen.

(Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums.)

Hüttenhain, Helmut, **Weking.** Des Sachsenherzogs Kampf und Ausgang. Schauspiel in 3 Aufzügen. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1934. 89 Seiten. 8° (F). Deutsche Bühnenbücherei. Bd. 13. 1,80 RM.

Hüttenhain hat das Schicksal des Sachsenvolkes mit warmem Herzen empfunden und findet oft die Kraft der Sprache, seine Begeisterung, seinen Zorn, seine trotzige Zuversicht überzeugend zu gestalten. Wenn wir trotzdem unbefriedigt bleiben, so trägt manche Unausgeglichenheit der Darstellung die Schuld. Mitten in glaubhaften Taten und lebendigen Gedanken fangen seine Gestalten unvermittelt zu reden an, und hölzerne Gespreiztheiten, unlebendiges Papierdeutsch stören peinlich, wenn man sich eben noch ehrlich ergriffen fühlte. Geschwätz und Tat schließen sich aus. Ob H. die geschichtlichen Untergründe der Sachsenerhebung und die politische (auch rassenpolitische) Bedeutung des Selbstopfers Wittekinds in der Taufe von Attigny erfaßt hat, wird nicht klar. Der Herzog hat, wie wir heute immer deutlicher erkennen, nicht nur den Freiheitskampf gegen die Franken, sondern die Erhebung der Bauern gegen Unbill eigenen Adels geführt. Frühere Zeiten, in denen Wittekind nicht die große Mode war, haben dem Herzog manche dichterische Verklärung von bleibendem Wert gewidmet. Unser Geschlecht muß noch stiller werden und Geduld lernen, zu reifen, damit es dieses Führerschicksal für sich versteht. Gabel.

Hjalmar Kutzleb, **Der erste Deutsche.** Verlag Westermann, Braunschweig, 1934. 276 Seiten. 5,50 RM.

„Der erste Deutsche“ — das ist Hermann der Cherusker. Was Kutzleb über ihn zu berichten weiß, das gehört zu dem Besten, was je darüber geschrieben worden ist. Es berührt ja zunächst merkwürdig, wenn die römischen Generale und Soldaten so sprechen, wie es uns aus dem heutigen Soldatenleben geläufig und vertraut ist. Es ist aber nicht zu leugnen, daß gerade dadurch ein lebensvolles Bild entsteht. Sehr treffend herausgeholt sind auch die Unterschiede in den sorgfältig geschliffenen Vorträgen der römischen Exzellenzen gegenüber der einfachen Sprache, die auch heute noch

den Deutschen und vor allem den Niedersachsen kennzeichnet. Überhaupt ist Kutzlebs Sprache und Ausdrucksweise so vollendet, wie seit Löns sie wohl noch nicht wieder erreicht worden ist. So lebensvoll und echt wie Sprache und Aufbau des Buches sind auch die Menschen, die Kutzleb gestaltet. Sie könnten bei einer Wanderung durch Niedersachsen uns heute noch in jedem Dorf und jeder Stadt entgegentreten. — Wirkliche Dichter sind heutzutage wie zu allen Zeiten selten. Hier aber mit diesem Buche hat ein echter Dichter, gestützt auf ein umfassendes geschichtliches Wissen, das Schicksal des ersten großen Deutschen geschildert. H=s.

E. F. Gautier, **Geiserich, König der Wandalen.** Die Zerstörung einer Legende. Herausgegeben und eingeleitet von Jörg Lechler, Frankfurt am Main, 1934, Societäts=Verlag, 372 Seiten Text mit mehreren Karten und 24 Bildseiten. Ganzleinen RM. 8.50.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Frankreich das Wort „Wandalismus" geprägt, das dann sehr bald auch in Deutschland verwandt wurde. Einen Kunstfeind und Barbaren nannte man einen „Wandalen" oder „Gothen". Wir sind es der Ehre unserer Ahnen schuldig, daß diese gedankenlosen Redensarten, die auf Geschichtslügen beruhen verschwinden. Es ist daher zu begrüßen, daß Lechler die ausführliche Geschichte der Wandalen, die der französische Gelehrte Gautier verfaßte, in deutscher Übersetzung herausbrachte. In geistreicher Art gibt Gautier eine Schilderung der Wandalenzüge, vor allem der Überfahrt nach Afrika und der Gründung des dortigen Wandalenreiches, das nur so kurze Dauer hatte. Insbesondere ist Gautier darauf bedacht, die Größe des „einzigen" Wandalenkönigs, Geiserich, herauszustellen. Lechler ergänzt Gautier, indem er eine Einführung gibt in die Ergebnisse der neuen deutschen Wandalenforschung, die vor allem den Zug von Nordjütland nach Schlesien aufgehellt hat. Man kann nicht bestreiten, daß es Gautier gelungen ist, ein außerordentlich lebendiges Bild der Wandalengeschichte im Rahmen der Gesamtgeschichte der damaligen Zeit, des Unterganges des Römerreiches und der Völkerwanderungen überhaupt zu geben. Dr. Otto Huth.



Aus der Urzeit

Hans Reck, **Früheste Menschkeit und ihre Kultur in Zentralafrika.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 12, Berlin 1935. Neuester Bericht über die Ausgrabungen in Oldoway und Kenya Colony, von denen insbesondere die erste Fundstelle einzigartig in der Welt ist durch die ungestörte Folge aller altsteinzeitlichen Kulturschichten. In Kanjera erwiesen zwei Schädelkalotten den homo sapiens als Träger der frühesten Chellkulturen Zentralafrikas. / Werner Hülle, **Vorläufige Mitteilungen über die Ergebnisse der Ausgrabungen der Ilsenhöhle unter Burg Ranis (Thür.) und die Frage der Chronologie der Altsteinzeit in Mitteldeutschland.** Ebenda. Heft 3. Die Forschungen der letzten Jahre haben auch für Mitteldeutschland, insbesondere im Gebiete des Orlagaues, reiche Kulturfunde der jüngeren Altsteinzeit, insbesondere des Magdalènien, erschlossen. Nunmehr haben die neuesten Grabungen in der Ilsenhöhle auch für die ältere Altsteinzeit so eindeutige Schichtenfolgen ergeben, daß auch hier eine klare kulturelle und zeitliche Gliederung möglich ist. Unter den schon bekannten Schichten fanden sich solche, die zweifellos geologisch älter sind als das Aurignacien. Die oberste derselben führte gut gearbeitete Feuersteinwerkzeuge vom Ehringsdorfer Typus, die auch in technischer Beziehung zeigten, daß wir es hier mit einer Klingenkultur zu tun haben, die älter als das Aurignacien ist. Unter dieser Schicht lag eine zweite, die reich an großen Knochengeräten ist und zweifellos Beziehungen zu der von Menghin aufgestellten „protolithischen Knochenkultur" zeigt, im Gegensatz zu dessen Theorie aber auch hervorragend gearbeitete Steinwerkzeuge führt. So u. a. wahre Meisterwerke an dünnflachen, regelmäßig gearbeiteten weidenblattförmigen Spitzen, dreieckigen Handspitzen und flachen Schabern, die z. T. an die schönsten Stücke des Solutrèen erinnern, ohne daß die geringste Möglichkeit besteht, Beziehungen zu dem späteren französischen Solutrèen zu ermitteln. Eher bestehen schwache Anklänge an das Acheullèen, obwohl der Faustkeil völlig fehlt. Es handelt sich hier sichtbar um eine ausgesprochene Eigenentwicklung, jedoch müssen auch die etwaigen Beziehungen zum mährischen Ur=Aurignacien Absalons und zum ungarischen Protosolutrèen noch untersucht werden. Unter dieser Schicht lag wiederum eine noch ältere, die auffallend kleine Knochengeräte, daneben auch Quarz- und Quarzitgeräte enthielt, mangels typischer Formen aber bisher keine Vergleichsmöglichkeiten bietet. / Bruno Braun, **Altpaläolithikum in Ostthüringen.** Mannus, 26. Jahrg., Heft 3/4, Verlag Kabitzsch, Leipzig 1934. Die Abhandlung behandelt die Ausgrabungen bei Schmirchau, Landkreis Gera, die eine der älteren Altsteinzeit zugehörige Kultur von ebenfalls durchaus eigenem Gepräge zutage förderten. Die genaue zeitliche Eingliederung muß erst von der Geologie entschieden werden. Auch andere Stätten Ostthüringens haben bereits diese altertümliche Kultur geliefert. / Hugo Obermaier, **Löße und Lößmenschen in Europa.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 6. Der Aufsatz untersucht die Beziehungen zwischen dem Löß, einer typisch eiszeitlichen Bildung, und den von ihm eingeschlossenen Kulturschichten. Es zeigt sich, daß er durchaus nicht überall gleichzeitig ist in Europa. Während die Lößbildung in Westeuropa schon mit dem Ausgang der älteren Altsteinzeit zu Ende zu gehen scheint, erreicht sie in Mitteleuropa erst mit den Vereisungen der jüngeren Altsteinzeit ihren Höhepunkt. Dementsprechend ist auch die Lagerung der Kultureinschlüsse verschieden zu bewerten, wie auch sonst die verschiedenen klimatischen Verhältnisse, die keineswegs immer einen Zeitunterschied bedeuten, stets zu berücksichtigen sind. / Jenö Hillebrand, **Die Wanderungsrichtung der Aurignacienkultur in Europa.** Mannus, 26. Jahrg., Heft 3/4. Verfasser wendet sich gegen die von einigen Forschern vertretene Auffassung, daß das Aurignacien von Osten eingewandert sei. Auch die neuesten Grabungen in Osteuropa, in der Bukowina und in Bessarabien, im Kaukasus und in Südkurdistan haben wiederum nur oberstes Aurignacien ergeben. Die ungarländischen und polnischen Forschungen haben dasselbe Ergebnis gezeitigt. Auch das primitive Aussehen von K. Absolons „mährischem Primitivaurignacien" dürfte durch das schlechte Material wird in außerordentlich leben-Kultur erklärt Verfasser als eine Mischkultur aus Willendorfer Spätaurignacien und ungarländischem Protosolutréen. Dazu stimmten auch die zwei dort gefundenen Menschentypen, von denen der eine „australoid", der andere der Aurignacrasse zuge-**Alters der Lößansiedlung von Tata und des ungarländischen Moustériens im allgemeinen.** Ebenda. Die 1912 veröffentlichte Lößansiedlung von Tata wurde damals von der Mehrzahl der Forscher dem Moustérien zugerechnet, während allein J. Bayer sie dem Solutréen zuwies. Verfasser wendet sich jetzt auf Grund weiterer Forschungen der letzteren Auffassung zu und sieht in ihr ein Protosolutréen. Es ist zwar verwunderlich, daß bisher in Ungarn kein Moustérien festgestellt werden konnte, und es ist verlockend, anzunehmen, daß das Moustérien und dieses Protosolutréen gleichzeitig wären. Das verbietet sich aber eindeutig durch das Vorhandensein zweifelloser Aurignacieneinschläge. / Alfred Rust, **Die eiszeitlichen Bewohner Schleswig=Holsteins.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 10. Jahrg., Heft 9. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1934. Auf der Feldmark Meiendorf bei dem Hof Stellmoor, Kr. Stormarn, konnte ein Rentierjägerlager aus dem mittleren Magdalénien ausgegraben werden, das überraschend wertvolle Funde erbracht hat. Das Hauptjagdtier war das Ren, der Hauptwerkstoff Rengeweih. Mehrere prachtvolle Blattschüsse sowie andere Stoß- und Schußspuren konnten an den Resten der Jagdbeute nachgewiesen werden. Auch ließen sich wertvolle Einblicke in die Bearbeitungsart der verschiedenen Geräte und Werkstoffe gewinnen. Das wichtigste war jedoch der Fund eines geschäfteten Feuersteinmessers, des ersten aus der Altsteinzeit. Ein gleicher, eigenartig geformter Griff aus Rengeweih war schon im Vorjahre gefunden worden und als „Angelhaken" gedeutet worden, ein dritter ist inzwischen dazu gekommen. Die Griffe sind überdies verziert, der eine mit einem mäanderähnlichen Muster, der andere mit einem regelrechten, sehr gut ausgeführten Mäander. Die Messer sind vermutlich für feine Lederarbeiten verwendet worden. Eine durchlochte Bernsteinscheibe wies sehr gut gesehene Tierzeichnungen nach Art der westeuropäischen auf. Ornamentale und naturalistische Kunst zeigen sich hier also, und zwar in Spitzenleistungen, vereint. Ein weiterer Befund kann nur als Opfer gedeutet werden. Während sonst die kostbare Jagdbeute — der Eisrand befand sich in damaliger Zeit in unmittelbarer Nähe — restlos für Nahrungs- und Gebrauchszwecke verwendet wurde, ist hier ein junges Rentier, die Brusthöhle durch einen mächtigen

Stein beschwert, im Teich versenkt worden. Dieser wertvolle Fundplatz darf vielleicht als der Ausgangspunkt neuer Aufschlüsse über die Altsteinzeit gewertet werden. /

Josef Strzygowski, **Drei Kunstströme aus nordischen Zwischeneiszeiten.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 6. Strzygowski zeigt auf, wie brüchig unsere bisher gültige Geschichts- und Kunstbetrachtung ist, die schließlich doch nur aus einer willkürlich begrenzten Reihe von „Bestandstatsachen" besteht, die ebenso willkürlich durch Geschichtsbetrachtung miteinander verbunden worden sind. An seinem eigenen Entwicklungsgang zeigt er, wie erst die Erkenntnis der großen Zusammenhänge auf den Kern der Fragen leitet. Die Vorgeschichte hat unser Wissen um Mensch, Kunst und Kultur um mehr als viele Jahrzehntausende erweitert. So vermögen wir die großen Entwicklungsströme auch nur zu deuten, wenn wir sie in ihrer Gesamtheit erfassen und die aus Arbeitsgründen notwendige Grenze so weit wie möglich zurückverlegen. Hier erweisen sich die Zwischeneiszeiten als das gegebene. Von jenem Zeitpunkt ab sind jene großen Kultur- und Menschenströme von Norden ausgegangen, deren hochentwickelten Spuren wir dann in der sogenannten eigentlichen Geschichte begegnen.

Hertha Schemmel.

Die Zeitschrift **„Heimat und Arbeit"**, Monatshefte für pädagogische Politik, Verlag von Julius Beltz, Langensalza, erhielt die Zulassung für die weltanschauliche Schulung im Arbeitsdienst. Ihrer Aufgabe entsprechend ordnet sie jetzt die Beiträge, die im wesentlichen von den beiden Herausgebern, Dr. Theodor Scheffer und Oberarbeitsführer Müller, Brandenburg, herrühren, in einen pädagogisch-politischen und einen historisch-politischen Teil, um so dem Deutschtum als Nah- und Fernziel zu dienen.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Berlin. Auf dem geselligen Abend, den die Ortsgruppe Berlin am 12. Osters im „Spaten", Friedrichstr. 172, veranstaltete, hielt Generalmajor a. D. Haenichen, Berlin, einen Vortrag über „Werkzeuge, Baustoffe, Bauformen", der durch zahlreiche Lichtbilder wirksam unterstützt wurde. Der Vortragende ging von der Steinzeit aus, deren sinnreich erdachte und wirkungsvoll verwendbare Werkzeuge (Beile, Sägen, Bohrer) er in zahlreichen Beispielen in Wort und Bild vorführte und deren teilweise Erhaltung und Gebrauch in ihren Grundformen über die Bronzezeit hinweg bis in die Gegenwart hinein nachwies. Besonders eingehend behandelte der Redner den Hausbau, den er von seiner einfachsten Gestalt in der Steinzeit an, dem auf mächtige Steingrundmauern gestellten Steildach bzw. den auf Holzpfählen, die in die Erde gerammt wurden, errichteten Holzständerbauten, bis zu den kunstvollen Fachwerkbauten des Mittelalters schilderte. Eine große Zahl von zum Teil selbst aufgenommenen Lichtbildern gestaltete diesen Teil des Vortrages besonders genußreich. Bedeutsam war der die ganzen Ausführungen des Redners durchziehende Grundgedanke, daß das Vorbild des altgermanischen, rechteckigen Holzhauses von seiner Heimat aus nicht nur bis nach Griechenland, sondern darüber hinaus noch bis in den fernsten Osten (China) gewandert und dort gestaltend eingewirkt hätte. Mit einer Mahnung zum Stolz auf die Leistungen der Vorfahren und das Deutschtum schloß der mit großem Beifall aufgenommene Vortrag.

Im Sommer finden keine geselligen Abende statt. An ihrer Stelle sind Ausflüge an einige vorgeschichtlich bemerkenswerte Punkte der Umgebung Berlins (Blumenthal, Paarsteiner und Werbellin-See) geplant, die Herr Krause, Berlin-Neukölln, Joh.-Hus-Str. 2, leiten wird.

Ortsgruppe Frankfurt a. Main. Am Mittwoch, dem 26. Juni, 20 Uhr, spricht Friedrich Schrader im Lessing-Gymnasium, Hansa-Allee 27, über: Betrachtungen zur Christianisierung Germaniens.

Ortsgruppe Hagen. Den Schluß der winterlichen Arbeitszeit bildete der — wieder wohlgelungene — Vortrag vom 13. April, gehalten von Baurat Schmidt, Wöpke, über „Germanische Kultbauten". Nach anfänglicher Zurückhaltung müsse er als Baufachmann sich auf Grund eingehender Forschungen zu der Auffassung Hermann Wil-

les bekennen, daß es bei einem Teil der Großsteinsetzungen in der nordwestdeutschen Tiefebene, bei den sogenannten „Hünenbetten" um die Sockelüberreste von überdachten germanischen Kultbauten handeln müsse, wie sie zumindest für das Julfest als Versammlungsort nötig gewesen seien. Selbst der Steinzeitmensch habe zumeist in überdachten Behausungen gelegt, der germanische Bauer hat bereits Holzblockhäuser, auf Steinsockeln errichtet, unter Stroh- und Rohrdächern gelegt. Mit ausgezeichneten Lichtbildern von den noch erhaltenen Hünengräbern meist der Lüneburger Heide gab Schmidt, Wöpke, einen Einblick in die Art, wie wir uns diese Bauten auf Grund des heutigen Befundes vorzustellen haben. Der sehr inhaltsreiche Vortrag schloß mit dem schönen Wort von Hans Much: „Alle wahre Kultur ist Heimatkultur. Eine internationale Kultur gibt es nicht. Wo nicht der Wille zur Heimat ist, ist kein Wille zur Kultur." Es schloß sich angeregte Aussprache und u. a. Erwähnung des neuen „Mannus"-Aufsatzes von Prof. Hopmann, Leipzig (seine geänderte, jetzt freundliche Stellungnahme zu den astronomischen Theorien Wilhelm Teudts) an.

Ortsgruppe Osnabrück. Gemeinsam mit der NS.-Kulturgemeinde hatte die Ortsgruppe Dr. v. Leers eingeladen, der am 27. April vor überfülltem Saale über „Rom und die Germanen — ein geistiges und politisches Ringen durch vier Jahrhunderte und seine Folgen" sprach und begeisterte Anteilnahme fand.

Im Jahre 113 v. Zw. erfolgte der erste frühgeschichtliche Zusammenstoß der Germanen (Zimbern und Teutonen) mit den Römern, deren rassischer und sittlicher Verfall schon einsetzte. Eine neue Religiosität, stark orientalisch beeinflußt, kommt auf. Rom hält seine Herrschaft dank bester Organisation ohne Seele. Die nach Siedlungsland verlangenden Zimbern und Teutonen werden nach ihrem Sieg bei Noreja dann bei Aquae und Vercellae vernichtet. Die Eroberung Galliens durch Cäsar bringt weitere Zusammenstöße zwischen Römern und Germanen. Der Bauernkönig Ariovist wird mit seinen Sueben vernichtet, Cäsar fällt über die Siedlungsland suchenden Usipeter und Tenkterer her. Die Germanen links des Rheines werden vernichtet. Die römische Macht reicht bis zum Rhein. In den Beziehungen zwischen Römern und Germanen macht sich ein Kriegsgewinnlertum übelster Art breit. Die Römer dringen immer mehr vor. Eine römische Flotte zeigt sich 9. v. Zw. auf der Elbe. Drusus, dem Mussolini vor kurzem in Bozen nach Beseitigung des Denkmals Walters von der Vogelweide ein solches gesetzt hat, macht seine Streifzüge zwischen Weser und Elbe. Die Schlacht im Teutoburger Walde unter Irmin (Arminius) ist der verzweifelte Aufstand eines Bauernvolkes. Dieser Sieg macht Deutschland für kurze Zeit frei bis zum Rhein. Mit den Vorstößen des Germanicus folgen neue römische Einbrüche. Der Kampf um Rhein und Donau geht weiter. Die Germanen werden immer mehr durch Germanen bekämpft und durch Kolonialvölker aus allen Gegenden des Imperiums, die in den Festungen am Rhein und Donau in Garnison liegen. Rom ist als Geldmachtstadt entartet und rassisch aufgelöst. Die Franken und Goten stoßen vor. Rom ist inzwischen christlich geworden. Im Kampf gegen die Germanen kommt nun der Glaubenshaß hinzu. Es ist der Haß der minderwertigen Rasse. Die Ostgoten nehmen den Arianismus an, nicht auf Grund innerer Überzeugung, sondern auf Grund von Versprechungen. Theodosius macht mit dem Christentum ernst; er verbietet die olympischen Spiele, Sport gilt als unsittlich. Alarich erobert Rom, die Vandalen Afrika, die Sachsen England, wo sie die Grundlage für das spätere britische Weltreich legen. Alle übrigen Reiche sind wieder zerfallen. Die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden bedeutet nicht die Rettung des Abendlandes, sondern den Sieg Roms, des römischen Rechtes und der römischen Kirchen. Die Germanen standen auf seiten Attilas, der nicht ein finsterer Räuberhauptmann war, wie er gern von der christlichen Geschichtsschreibung dargestellt wird, sondern ein türkischer Khan. Die Germanenreiche sind alle mehr oder weniger wurzellos geworden. Die Christianisierung erfolgt rasch. Die christliche Lehre wird mit germanischen Überlieferungen vermischt. Es erfolgt eine Angleichung, eine Mischung voller Widersprüche, worüber sich die Germanen jener Zeit schon klar waren. In Seele und Recht sind diese Germanen zerstört. Immerhin bieten sich im 5. u. 6. Jahrhundert noch große Möglichkeiten. Da verfallen die Franken Rom. Chlodwig wird katholisch, und die Kirche unterwirft sich das Frankenreich nach dem Ausspruch des Bischofs Remigius': „Wo immer du kämpfst, siegen wir." Die Kirche fördert die Mischehe. Das Odalsrecht wird aufgelöst. Die Kirche weiß sich reichen Grundbesitz zu verschaffen. Der König bekommt Vasallen. Der Bauer wird unfrei, er muß Zinsen zahlen an Kirche und König. Es kommt zum geschriebenen Recht. Die Sprache der

Urkunden wird lateinisch. Was Chlodwig begann, fand in Karl dem Franken seine Vollendung.

Der Widerstand des Sachsen Widukind und der Bauerngeschlechter Niedersachsens, die noch länger als ihr Führer gegen die römische Unterdrückung kämpften, steht, wie Alfred Rosenberg mit Recht sagt, am Anfang der deutschen Geschichte, die ein ewiger Kampf gegen Rom ist. Der Kampf wird auch heute ausgefochten. Mit Fragen des persönlichen Glaubens hat das gar nichts zu tun; es ist ein weltanschaulicher und politischer Kampf. Österreich ist heute die Rolle des Flavus zugefallen. Es ist aber notwendig, daß dieser Kampf gegen Rom mit Klarheit und Offenheit geführt wird, unerbittlich wie von jenen freien Bauern Niedersachsens, deren Heroismus am Beginn der deutschen Geschichte steht.

Berichtigung. Auf S. 118 in Heft 4/1935 ist versehentlich in Zeile 9 „B i l d felsen" angegeben; wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, muß es hier natürlich „Turm-" (oder „Sazellum-") felsen heißen.

Pflegstätte für Germanenkunde

Zur Begründung einer Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold hat die Lippische Landesregierung als erste Hilfe mehrere Räume im Museumsgebäude (dem einstigen Palais, Hitlerdamm 12, Eingang B) zur Verfügung gestellt.

Mit den von der Pflegstätte abzuhaltenden Lehrgängen kann in diesem Jahre zunächst nur in beschränkter Weise begonnen werden.

Als erste Veranstaltung wird im Juli dieses Jahres ein die Germanenkunde in sich schließender national-politischer Lehrgang in den neuen Räumen stattfinden, für den Lehrer und Schüler höherer Klassen aus Lippe in Betracht kommen.

Eine drängende Aufgabe der Pflegstätte besteht darin, daß mit der Verarbeitung des reichen germanenkundlichen Materials besonders aus der deutschen Landschaft begonnen wird, welches seit mehreren Jahren in Detmold zusammengeflossen ist. Damit im Zusammenhange steht die Einrichtung eines Weihestättenarchivs, wodurch beratend, fördernd und schützend bei der Schaffung moderner sogenannter Thingplätze Dienst geleistet werden kann.

Zur Heranziehung von Hilfskräften für die Arbeit hat die Deutsche Notgemeinschaft die erste greifbare Unterstützung beschlossen. Unter den Grabungen, für die weitere Mittel erforderlich sind, steht die Untersuchung des Gutshofes Österholz nach Beendigung der Externsteingrabung in vorderster Linie.

* * *

In dem zu den Räumen der Pflegstätte gehörigen Hörsaal, der bisher der Ausstellung der Bandelsammlung und der Arbeiten lippischer Künstler diente und 200 Personen faßt, findet die E r ö f f n u n g s v e r s a m m l u n g d e r d i e s j ä h r i g e n P f i n g s t t a g u n g der Freunde germanischer Vorgeschichte am 11. Juni, abends 19.30 Uhr, statt. Wenige Minuten weiter am Wasser entlang liegt der „Neue Krug", wohin sich anschließend die Tagungsteilnehmer zu geselligem Beisammensein begeben.

Deutschland wird völkisch sein, oder es wird nicht sein.

Ludendorff

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 | Juli / Heuert | Heft 7

Die deutsche Wissenschaft und ihre völkische Aufgabe

Grundzug nicht Tendenz

Von Wilhelm Teudt

Unser deutsches Volk ist, wie auf Grund der rassenkundlichen statistischen Untersuchungen in den Schulen angenommen wird, noch zu mehr als 80 Prozent als germanischer Abstammung anzusehen; dabei wird, wie ich annehme, der auf deutschem Boden wohnende fremdsprachige Bevölkerungsteil im Osten außer Rechnung gelassen sein. In dem gleichen, also in einem sehr hohen Verhältnissatze lassen sich die Grundsätze der Vererbungslehre auf die Vererbung der Eigenschaften unserer germanischen Vorfahren auf das deutsche Volk der Neuzeit, auf uns, anwenden.

Von den körperlichen Eigenschaften hier absehend richten wir unsere Aufmerksamkeit auf das seelische und geistige Erbgut, wofür in gleichem Maße das Gesetz der Unveränderlichkeit in Jahrtausenden gilt.

Wenn unser heutiges deutsches Volk — immer im Vergleich zu den uns umwohnenden anderen nichtgermanischen oder wenigergermanischen Völkern — im ganzen genommen kulturfähig und kulturwillig, fleißig, zuverlässig und gründlich ist, wenn es in erheblicher Anzahl durchsetzt ist mit schöpferischen Einzelpersonen, die Begabung haben zum Dichten und Denken, zu praktischem und idealem Schaffen, zu Wissenschaft und Kunst, so ist diese Kulturbegabung, die uns auf vielen Gebieten zu Lehrmeistern der Welt gemacht hat, nicht in wenigen Jahrhunderten anerzogen, oder gar plötzlich vor 1000 Jahren angelernt. Eben dieselben Eigenschaften hatten unsere germanischen Vorfahren. Sie sind als Erbgut durch die 30 Geschlechter hindurch auf uns gekommen. Unser Volk aber, und besonders wir alle, deren Anschauungen sich schon vor dem Aufkommen der Vererbungslehre gebildet haben, sind zur gegenteiligen Meinung von der kulturlichen Minderwertigkeit der germanischen Vorfahren erzogen.

Die Frage, wie es möglich geworden ist, daß ein ganzes großes Volk zu einer nahezu restlos auf Irrtümern beruhenden Nichtachtung seiner Ahnen in geistiger, sittlicher und kulturlicher Hinsicht gebracht werden konnte, führt zur Erkenntnis einer erschreckenden

Verkettung ungünstiger Umstände, deren Untersuchung und Darlegung eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft unserer Tage im Dienste der Wahrheit geworden ist. Hier müssen wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen.

Werturteile über Kulturhöhe und ähnliche Urteile können immer nur eine relative, keine absolute (eine verhältnismäßige, keine unumschränkte) Geltung beanspruchen. Germanisch-deutsche Kulturbegabung wird am besten beurteilt, wenn der Vergleich mit der uns umgebenden wesentlich romanischen oder slawischen Menschheit angestellt wird.

Wenn wir hüben und drüben nicht auf Einzelerscheinungen blicken, die infolge Blutmischung überall zu erwarten sind, sondern uns bemühen, die Gesamteigenart der Völker auf einen Nenner zu bringen, dann tritt uns, wie mir scheint, ein bedeutsamer Unterschied in der Befähigung zur Sachlichkeit entgegen. Der gemeinte Begriff der Sachlichkeit würde sprachlich besser zum Ausdruck kommen, wenn wir statt Sachlichkeit „Sachsamkeit" sagten, weil mit wenigen Ausnahmen ein Eigenschaftswort mit „sam" in feiner Weise die innere Eignung oder Hineignung zu etwas aussagt (z. B. betriebsam, wachsam, friedsam). Von eben dieser Sachsamkeit des deutschen Volkes im Vergleich zu anderen Völkern spricht R. Wagner, wenn er sagt: „Deutschsein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun."

Nicht größere Schöpfergabe (Genialität und Intelligenz) ist ein Sondergut des deutschen Menschen, sondern die genannte deutsche Sachlichkeit (Sachsamkeit), die von selbst zur Arbeitslust und Beharrlichkeit führt, auf sittlichem Gebiet u. a. auch zur Anerkennung und gerechterer Beurteilung des Tuns und Wesens anderer Völker.

Diese „deutsche" Sachlichkeit hat einerseits auf nahezu allen Gebieten eine Überlegenheit des deutschen Könnens bewirkt, die in Krieg und Frieden zutage tritt und sich uns als die Ursache der Völkerfeindschaft gegen das Deutschtum offenbart. An diesem bedauerlichen Zustande ist auch nichts zu ändern, wenn wir nicht das eigene Wesen und Können drosseln wollen, um damit freundliche Mienen der anderen zu erkaufen. Höchstens wäre zu erwägen, ob sich nicht der deutsche Sport manchmal das Opfer eines Verzichtes auf Wettbewerb mit den anderen Völkern und damit auf einen nur den Haß steigernden etwaigen Sportsieg auferlegen sollte.

Auf der anderen Seite gibt es auch eine Überspannung und Verzerrung der deutschen Sachlichkeit, eine Sucht, „objektiv" zu sein und als objektiv anerkannt zu werden, die sowohl im Einzelleben wie im Völkerverkehr (d. h. beim Verkehr mit den weniger Objektiven) zur Vertrauensseligkeit und ins Micheltum führt. Die uns bekannte germanische Geschichte bringt dafür erschütternde Beispiele.

Der Blick auf Übertreibung, Verzerrung und Mißbrauch darf uns nicht zu geringerer Einschätzung der das deutsche Wesen zierenden und seine Kulturhöhe bedingenden Sachlichkeit veranlassen, kann und soll uns aber einsichtig und vorsichtig machen.

Was von der Bedeutung und Auswirkung der deutschen Sachlichkeit im allgemeinen gesagt ist, gilt in betonter Weise auch in der gefährlichen Hinsicht auf dem Boden der Wissenschaft. Es hat seine guten Gründe und ist nicht zu verwundern, wenn aus dem völkisch erwachten Deutschland auch völkische Forderungen und Mahnrufe an die Wissenschaft herantreten, daß sie ihre Aufgabe am Volk mehr als bisher erfüllen müsse. Denn niemand kann leugnen, daß wir seit dem 30. Januar 1933 in einer neuen Zeit mit anderen Erkenntnissen und Bedürfnissen leben. Wie überall so klopft die neue Zeit auch an die Tore der Wissenschaft.

Menschliche Unvollkommenheit bringt es mit sich, daß es bei den Forderungen und Mahnrufen nicht ohne Übertreibungen, Mißverständnisse und Entgleisungen abgeht. So sind denn auch in weiten Kreisen der deutschen Wissenschaft einschließlich ihrer völkischen Vertreter Besorgnisse laut geworden, als ob durch die Forderungen ein Antasten und eine Beugung des Grundsatzes der Wahrheit und Sachlichkeit, dem die deutsche Wissenschaft

ihre überragenden Erfolge und ihr Ansehen in der Welt zu verdanken habe, bedingt sei. Ein derartiges Unterfangen wird von allen ernst zu nehmenden völkischen Stimmen entschieden abgelehnt. Aber es scheint, daß auf beiden Seiten manchmal eine Unklarheit darüber, worauf es bei diesen Fragen letztlich ankommt, obwaltet, und daß sich daraus dann die Mißverständnisse ergeben.

Wahrheit ist die Wirklichkeit der Dinge, aber als Wahrheit gilt uns die von uns erkannte Wirklichkeit. Wenn sich die Wissenschaft mit Berufung auf den obersten Wahrheitsgrundsatz gegen wirklich oder vermeintlich unberechtigte Anforderungen zur Wehr setzt, kann man wohl die Gegenfrage hören: „Was ist Wahrheit?" Mit dieser Pilatus-Frage ist aber nichts geschafft. Als Wahrheit gilt für jedermann noch immer, und wird immer gelten, die (subjektiv) erkannte **Wirklichkeit**, womit die (objektive) Richtigkeit solcher Erkenntnis noch nicht gegeben ist. Nicht nur wachsende persönliche Erfahrung, sondern auch der Wandel der Zeiten, d. h. der allgemeinen Anschauungen in einem Zeitalter, spielt dabei eine bestimmende Rolle. Trotz dieser Einschränkung braucht und darf auf Wahrheit und Wahrheitsgewißheit nicht unmutig verzichtet werden. Denn wie es absolute Wahrheit gibt, so haben wir auch solche.

Die Wissenschaft ist unaufhörlich pflichtmäßig an der Arbeit, die unterschiedlichen subjektiven Erkenntnisse zu einer allgemeinen, einheitlichen und jeder Probe standhaltenden Erkenntnis zu führen. Wer wollte leugnen, daß die Wissenschaften, zumal die sogenannten exakten Wissenschaften mit ihren bis dahin geltenden Grundsätzen erstaunliche Fortschritte in der Richtung auf die Wirklichkeiten in der Welt erarbeitet haben? Nichtanerkennung, Störung oder gar Knebelung der Wissenschaft bei dieser Arbeit würde ein über die Maßen törichtes Tun sein.

Daher soll die Ergründung und Klarstellung der — zunächst subjektiv — erkannten Wirklichkeiten ohne Rücksicht auf Vorliebe oder Wünsche und unbeirrt durch den Gesichtspunkt der Nützlichkeit oder Schädlichkeit geschehen. Bei Verleugnung dieses Grundsatzes würde ein Forscher, der gleichsam mit sehendem Auge Irrtumswege betritt, sein eigenes Bemühen je länger je mehr zur Vergeblichkeit verurteilen und in Sinnlosigkeit hineinsteigern. Es wäre Selbstbetrug und Betrug anderer. Wir hätten etwas vor uns, was man unter „tendenziöser" Wissenschaft versteht, die den Namen einer Wissenschaft nicht verdient. Mit ihr dürfen und wollen die völkischen Forderungen nichts zu tun haben.

Mißverständnisse über diese wichtige Frage sind nur zu beseitigen, wenn auf beiden Seiten erkannt wird, daß die Unzufriedenheit, die Forderungen und Mahnrufe sich gar nicht auf die Wahrheitsermittlung an sich beziehen, sondern auf den **Grundbezug** und die Voraussetzungen der Forschungen, sowie auf die dem praktischen Zielen der jeweiligen Wissenschaft entsprechenden Fragestellungen und Methoden.

Tendenz ist von Haus aus ein unparteiliches Wort und bedeutet Hinneigung nach irgendeiner Seite. Aber „tendenziös" hat, wenn es nicht ausdrücklich anders gekennzeichnet wird, im Sprachgebrauch einen üblen, verwerflichen Beigeschmack. Darum — und auch als Fremdwort — will ich es im folgenden ganz vermeiden und statt Tendenz „Grundzug" und Grundton sagen.

Es darf als allgemein anerkannt gelten, daß es eine schlechthinnige (absolute), voraussetzungslose Wissenschaft nicht gibt. Aber wenn ich das Wort „Tendenz" durch „Grundzug" und „Grundton" ersetze, so kann ich, ohne mißverstanden zu werden, den wichtigen Zusatz machen und darauf hinweisen, daß alle wissenschaftliche Arbeit von einem Grundzuge beeinflußt zu sein pflegt, ohne dadurch schon verwerflich zu werden. Der Grundzug kann z. B. sein, in den Fußstapfen eines Meisters zu wandeln, oder — allgemein — sich auf zunftmäßig angewiesene Arbeitsweise und Auffassungen zu beschränken. Der Grundzug kann auch weltanschaulich bestimmt sein, so, daß z. B. ein Forscher in einer Naturerscheinung entweder einen Erweis der Entwicklungslehre oder das Gegenteil erken-

nen möchte, weil er für sich und andere Klarheit haben will. So kann der Forscher auch völkisch eingestellt sein und das Hauptinteresse auf das dem eigenen Volke Dienliche richten.

Das alles braucht der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsfindung nicht den geringsten Eintrag zu tun. Es fragt sich nur, wie weit der Forscher sich dieser Begleitantriebe bewußt ist, wie weit er einerseits, wo es nottut, sich ihrer erwehren kann, um nicht vom Wege der Wahrheit abgedrängt zu werden, andererseits aber ihrem Einfluß entsprechen darf und muß, um seiner praktischen Aufgabe gewissenhaft gerecht zu werden. Daß die Wissenschaft nicht nur für sich selbst da ist, sondern daß zu den praktischen Aufgaben ihrer vom Staat und vom Vaterland ermöglichten Arbeit auch der Dienst an Volk und Vaterland gehört, wird einem verantwortungsvollen Manne der Wissenschaft nicht zweifelhaft sein.

Die Verpflichtung, mit der wissenschaftlichen Arbeit, wo es angeht, zugleich auch dem eigenen Volk und Vaterland zu nützen, erfordert von dem Forscher den klaren völkischen Standpunkt, dazu zweckdienliche Blickrichtungen und Fragestellungen, die sich zumeist erheblich von der Weise unterscheiden, in der in den vergangenen völkisch noch nicht erwachten Zeitläuften an die wissenschaftlichen Aufgaben herangetreten wurde.

Es genügt hier ein Hinweis auf den Klassizismus. Als eines der mancherlei Unterrichts- und Erziehungsmittel unseres Volkes angesehen, soll die Geschichte, die Kultur und das Schrifttum der Mittelmeervölker in keiner Weise vernachlässigt oder in ihrem Werte verkannt werden. Aber als Quelle, maßgebendes Vorbild und Wertmesser deutscher Kultur ist das Geistesleben der Mittelmeervölker grundsätzlich abzulehnen. Es hat auf das deutsche Wesen einen irreführenden, kraftlähmenden Einfluß ausgeübt seit der Zeit, als die ersten Romanisierungsbestrebungen durch die Karolinger gewaltsam über unser Volk kamen und als sie in anderen Formen durch den Humanismus und nachfolgende Zeitströmungen fortgesetzt wurden.

Wenngleich die Aufnahmewilligkeit des deutschen Geistes für alles Edle eine bleibende, von seiner Sachlichkeit untrennbare Eigenart ist, die leider zur Übertreibung neigt und dann das völkische Taktgefühl vermissen läßt, so sind die Erfahrungen von Jahrhunderten trübseliger Geschichte des deutschen Volkstums doch nicht vergeblich gewesen und haben Gegenwirkungen erzeugt.

Ein maßgebender Einfluß fremden Geistes auf das deutsche Wesen ist im neuen Deutschland um so unerträglicher geworden, je mehr die Höhe und der innere Wert der unterdrückten deutschgermanischen Eigenkultur erkannt wird.

Es ist ein wohlberechtigter Mahnruf an die deutsche Wissenschaft, der besonders auch der Vorgeschichtswissenschaft gilt, daß der bis in unsere Zeit übliche südliche Standpunkt von dem aus bisher die germanischen und deutschen Kulturdinge erforscht und beurteilt wurden, verlassen wird. Angelegenheiten unseres Volkes sollen vom germanischen Standort aus betrachtet und bewertet werden! Deutsche Geschichtsschreiber dürfen nicht mehr in innerer Verbundenheit mit Rom von den Goten als germanischen Barbaren, die das geliebte römische Weltreich überwunden haben, reden und schreiben. Die Zeiten müssen beendet sein, in denen die deutschen Archäologen bei den Grabungen auf germanischem Boden mit Feuereifer nach Römerspuren suchen, um jeden römischen Fund freudig zu begrüßen und herauszustellen, während den völkisch Empfindenden ein Unbehagen und Bedauern darüber ergreift, daß die Zerrissenheit und Uneinigkeit der germanischen Stämme einem fremden Volke gestattet hat, so tief und so nachhaltig erobernd in germanisches Land einzudringen. Das Recht und die Ehre des deutschen Volkstums stellen Forderungen an die Vorgeschichtswissenschaft, deren Erhebung und Klarstellung im einzelnen sich noch im ersten Anfange befindet.

Hier ist als eine der wichtigsten Forderungen auch strengste Nachprüfung aller sachlichen und besonders der geschichtsanschaulichen Voraussetzungen im Bereich der Ger-

manenkunde zu nennen. Das Gesamtbild vom Germanentum ist unter dem Einfluß ganz neuer Erkenntnisse in der Umwandlung begriffen. Aber die falschen Vorstellungen vom Alter und vom Ursprung des Germanentums bis zu den jüngsten Siedlungsfragen, von der äußeren Lebenshaltung bis hin zur künstlerischen und geistigen Betätigung wirken, wenn sie nicht einzeln überwunden werden, auch als unbewußte Voraussetzungen hemmend auf die Forschertätigkeit ein. Das verpflichtet den Forscher zu der oft mühsamen Aufgabe nach der Haltbarkeit jeder überkommenen Anschauung zu fragen. Es ist nicht eine Schädigung der Wissenschaft, sondern ein unerläßliches Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen, wenn den völkischen Forderungen in dem Sinne nachgegeben wird, daß mindestens als Arbeitshypothese bei allen auftauchenden Kulturfragen und in allen Zweifelsfällen nicht germanische Minderwertigkeit, sondern germanische Höchstleistung innerhalb der gegebenen Grenzen (Land, Klima, Zeitalter) angenommen wird. Nur *so* können die eingewurzelten Vorurteile so gründlich ausgerottet werden, wie wir es der Kulturehre unserer Vorfahren schuldig sind.

Nicht „tendenziöse" Wissenschaft im alten verwerflichen Sinne ist völkische Forderung, sondern Wissenschaft mit germanisch-deutschem *Grundzuge* im dargelegten Sinne, eine Wissenschaft mit hohem Verantwortungsgefühl, eine Wissenschaft im Dienste der Wahrheit *und* im Dienste des Volkes.

Wir fassen das Gesagte in einige kurze Sätze noch einmal zusammen:

1. Die Erkundung der *Wahrheit* bleibt als oberster Grundsatz und Ehrenpunkt jeder Wissenschaft durch die völkischen Forderungen und Mahnungen völlig unberührt. *Tendenziöse* Wissenschaft verträgt sich nicht mit der zum deutschen Wesen gehörenden Art der Sachlichkeit, die von einem veräußerlichten Sachlichkeitsbegriff durch die Bezeichnung „Sachsamkeit" unterschieden werden kann.

2. In Ansehung dessen, daß jede wissenschaftliche Arbeit von einem, sei es auf praktische, sei es auf ideale Ziele gerichteten und durch sie beflügelten *Grundzuge* begleitet sein darf und begleitet zu sein pflegt, sind alle völkischen Forderungen dahin zu verstehen, daß mit deutscher wissenschaftlicher Arbeit überall, wo es angeht, das Streben nach vaterländischer *Verwertbarkeit* als Grundzug verbunden sein soll. Der vaterländische Grundzug schließt in sich den Kampf gegen das, was wahrheitswidrig dem Wohl und der Ehre des deutschen Volkes oder Staates zuwiderläuft.

3. Wird der vaterländische Grundzug der wissenschaftlichen Arbeit als Pflicht anerkannt, so ergibt sich daraus die weitere Forderung, daß auf deutschen *Lehrstühlen* solche Gelehrte, denen das völkische Verantwortungsgefühl im dargelegten Sinne fehlt, nur dann ausnahmsweise geduldet werden dürfen, wenn ihr aus sachlichen Gründen unentbehrliches Wirken in gebotener Zurückhaltung geschieht, ohne Schädigung unserer Jugend.

4. Von den Vertretern der Geschichtswissenschaft, insbesondere der germanischen Ur- und Vorgeschichte ist in unserer Zeit die Befähigung, der Wille und die innere Freiheit zur Beteiligung an dem *Reformationswerk* zu fordern, welches der Überwindung eingewurzelter Vorurteile und veralteter Lehren über germanisches Kultur- und Geistesleben gilt. Wo ein Empfinden für den hohen Eigenwert unseres vorväterlichen Kulturerbes noch fehlt, da muß verlangt werden, daß ein Gelehrter in allen Einzelfällen mindestens als Arbeitshypothese zunächst, d. h. bis zum Gegenbeweise, eine hohe germanische Kulturleistung annimmt.

Kein Wissenschaftler kann die mannigfachen Versäumnisse leugnen, die auf mangelhaftes völkisches Verantwortungsgefühl zurückzuführen sind. Die in tiefster Erniedrigung, am Rande des Abgrundes begonnene innere Erneuerung und Unterbauung der nationalen Kraft duldet schleppenden Gang und passiven Widerstand bei niemand, dem vom nationalsozialistischen Staat eine bedeutsame Aufgabe anvertraut ist.

Ortungsuntersuchungen

Von Prof. Dr. J. Hopmann, Leipzig

Wenn ich auch für die Leser dieser Zeitschrift die Ortungslehren von Wilhelm Teudt und ihre Entwicklung als bekannt voraussetzen kann, so sei doch die Geschichte dieser Frage ganz kurz wiederholt. Vor mehreren Jahrzehnten hat der Bonner Archäologe Nissen ausgedehnte Studien zur Ortung griechischer, ägyptischer und anderer Tempel ausgeführt. Etwa gleichzeitig arbeitete in derselben Richtung der größte um die Jahrhundertwende lebende englische Astronom Sir Norman Lockyer. Auch ihn beschäftigten Ägypten und Griechenland, daneben aber die vorgeschichtlichen Steinsetzungen seiner Heimat, bzw. die in Schottland, Wales und der nordfranzösischen Bretagne. Gewiß sind seine Ansichten in vielen Punkten heute überholt, doch würde es sich lohnen, sie eingehend zu überprüfen, was aber nur ein ortskundiger Forscher durchführen kann. Soweit mir bekannt, hat Teudt seine Ideen weitgehend unabhängig von diesen beiden entwickelt. Er begann mit Aufsätzen im „Mannus" 1927, um die sich dann ein lebhafter und nicht immer schöner Streit entwickelte. Seine zusammenfassende Darstellung in den „Germanischen Heiligtümern" war Anlaß zu zahlreichen weiteren Ortungsversuchen, die sich über ganz Deutschland verteilten. Die Fachwissenschaft verhielt sich all diesem gegenüber schweigend oder ablehnend. Wir sind heute in einen neuen Abschnitt der Erörterung getreten. Anlaß dazu sind einmal das prächtige Buch von S. Reuter, dann die Untersuchungen von Rolf Müller und mir. Ich möchte in den nachstehenden Ausführungen ein Bild geben, wie ich die gegenwärtige Lage der Ortungslehre sehe. Dabei sollen eine Reihe Ergebnisse schon kurz mitgeteilt werden, die an anderer Stelle ihre ausführliche fachliche Begründung finden.

Das Buch von S. Reuter „Germanische Himmelskunde" wird von anderer Seite aus eine ausführliche Würdigung finden. Ich möchte als Astronom nur ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich in dem Werk bis jetzt keinen himmelskundlichen Fehler gefunden habe und gestaunt habe, wie glänzend sich Reuter in die Himmelserscheinungen unter den Breiten Norwegens und Islands hineingedacht hat. Wohl kann man hier und da noch etwas schärfer rechnen, etwa bei der Erörterung der Zahlenreihe Oddi Helgasons. Doch stellt sich dabei dann das vorchristliche germanische Wissen nur noch schöner heraus als zuvor. Die von Reuter aus den schriftlichen Quellen nachgewiesenen Ortungen in Island usw. sind uns aber eine willkommene Brücke zur vorgeschichtlichen Ortung.

In irgendeiner Weise mußten unsere Vorfahren vom Himmel den Jahreskalender ablesen. Was wir heute nur noch nachweisen können, sind Spuren solchen Tuns, z. B. in Form von Steinsetzungen. Was sie sonst vielleicht hatten, Pfähle, Meßgeräte, ist vergangen. Welche Himmelsrichtungen mußten für sie bedeutsam sein? Zunächst die Nord—Südlinie, die von allen am leichtesten zu ermitteln ist, ebenso die Ost—Westlinie, und als nächstes die vier Richtungen zu den Auf- und Untergangsstellen der Sommer- und Wintersonnenwende. Als Zeitteiler wird gewiß der Mond schon vor Jahrtausenden gedient haben. Der Nachweis dafür ist schon wesentlich schwieriger, wovon wir gleich noch hören. Schließlich konnten sie zu kalendarischen Zwecken die hellsten Fixsterne, nicht aber die Planeten benutzen.

Das erste Musterbeispiel von Sonnenortung wird immer der große Rundbau von Stonehenge sein. Schon immer wurde er so aufgefaßt. Von Lockyer genau vermessen, ließ sich die Anlage auf die Zeit 1600 vor Chr. datieren. Auch ich nahm Stonehenge zum Ausgangspunkt meiner Untersuchungen. Mit neueren Werten für die Änderung der Schiefe der Ekliptik war es möglich — Einzelheiten führen hier, wie in den späteren Abschnitten zu weit — Lockyers Rechnungen zu wiederholen mit folgendem Ergebnis.

Nimmt man die Richtung der großen Feststraße als maßgeblich für die Ortung an, oder was praktisch das gleiche ist, die kilometerweit entfernten Wallanlagen, so kann danach Stonehenge um 1500 v. Chr. errichtet worden sein. Genaueres zu sagen ist aber nicht möglich, auch die Zeit 1000 Jahre eher oder später wäre durchaus noch statthaft. Ferner kann in diesem Falle nur der obere Sonnenrand beobachtet worden sein. Daß die Zeitangabe so ungenau ist, liegt an der so langsamen Änderung der Schiefe der Ekliptik. Die Aufgangsstelle der Sonne zur Zeit der Wende ändert sich eben im Laufe eines Jahrtausends noch nicht um einen scheinbaren Sonnendurchmesser, und wir müssen den Alten doch immerhin Meßfehler bis zu 2—3 Grad, d. h. vier bis sechs Sonnendurchmesser zubilligen.

Die Verhältnisse an den Externsteinen lassen sich im Anschluß an Stonehenge am ehesten erörtern. Nachstehend sei das Ergebnis meiner im Frühjahr 1935 erfolgten genauen Vermessung kurz geschildert. Anlaß dazu war folgendes. Durch zwei Mitarbeiter von Prof. Andree war die Lage der Nord—Südrichtung und damit der sonstigen Grenzlinien des Sacellums unabhängig voneinander mit Kompassen festgelegt worden. Beide Angaben unterschieden sich beträchtlich trotz aller verwandter Vorsicht. Für den Fachmann ist dies nicht erstaunlich, habe ich es selbst doch erlebt, daß auf einem deutschen Hochseedampfer die Mißweisung des Kompasses mit Hilfe der Sonne täglich nicht einmal, sondern viele Male geprüft wurde. Alle Ortungsfreunde möchte ich hier aufs allerdringendste davor warnen, aus Kompaßablesungen Ortungsschlüsse zu ziehen. Für das Sacellum kamen vier Ortungsbehauptungen in Frage. Einmal soll die heutige Achse durch das bekannte runde Loch zum nördlichsten Mondaufgang zeigen. Diese Richtung soll außerdem durch die 6½ km entfernte Fissenknicker Mühle gegeben sein, die an Stelle eines früheren Steinmales stehen soll. Weiter ist behauptet worden, vom Sacellum aus sei die Sonnenwende früher beobachtet worden, und bei seiner Einrichtung als christliche Kapelle seien die verschiedenen Wände usw. aus dieser heidnischen Richtung durch passendes Behauen herausgedreht worden. In der vorchristlichen Zeit soll die Achse des Sacellums zur Sonnenwende gewiesen haben. Schließlich soll auf dem Steintischberg etwa 1 km südostwärts der Fissenknicker Mühle ein Steinmal gewesen sein als Gegenpunkt der Fernortung vom Sacellum her für die Sonnenwende.

Die korrekte Nachprüfung, bzw. Vermessung verlangte mehrere volle Arbeitstage im Gelände mit Meßband und Theodolit und erst recht längere Rechnerei. Einzelheiten seien mir erspart[1].

Das Ergebnis lautet: Um Christi Geburt ging der obere Sonnenrand vom Sacellum aus zur Zeit der Wende um knapp 1½ Sonnendurchmesser rechts der Kuppe des Steintischberges auf. Um 770 n. Chr. hatte sich der Fehler nur unmerklich vergrößert, während er um 2000 v. Chr. nur einen halben Sonnendurchmesser betrug. Angesichts dieser kleinen Änderungen ist es natürlich nicht möglich, irgendeine Zeit für die Anlage der vermuteten Ortung zu sagen. Dies ist auch durch Teudt nicht geschehen. Bemerkt sei noch, daß auf der Kuppe des Steintischberges durch entsprechende Grabungen endsteinzeitliche Gräber festgestellt worden sind. Die Nahortung zur Sommerwende läßt sich am kürzesten wohl so beschreiben. Steht man im Sacellum mit dem Gesicht zum Sonnenloch, so muß man an die linke Nischenecke treten, um so die Sonnenortung zu haben (der Fehler beträgt nur 1 cm). Dies ist genau die frühere Achse des Sacellums nach dem Rekonstruktionsversuch von Breitholz. Natürlich steht mir kein Urteil darüber zu, wie weit seine Gedanken im übrigen einwandfrei sind.

Die Fernortung zum nördlichen Mondextrem, bzw. zur Fissenknicker Mühle stimmt noch sehr viel besser als die nach dem Steintischberg. Für Christi Geburt ist der Fehler

[1] Siehe „Mannus", 1935, 1. Heft.

nur einen halben Monddurchmesser und würde für 1000 v. Chr. verschwinden. Die große Schwierigkeit ist hier die geschichtliche Seite der Ortung. Beim Steintischberg haben wir wirklich eine große künstliche Anschüttung, während im näheren Bereich der Fissenknicker Mühle bis jetzt noch keine vorgeschichtlichen Spuren gefunden wurden. Als Nahortung kommt weder die jetzige, noch die rekonstruierte Achse des Sacellums in Frage. Zieht man noch weiter in Betracht, daß das nördliche Mondextrem (im Gegensatz zu den Verhältnissen in Norwegen, vgl. Reuter) in unseren Breiten im Laufe von 19 Jahren nur drei- oder viermal zu sehen ist, an Abenden, die vielleicht noch bedeckt sind, so tut man alles in allem gut, von der Mondortung in Verbindung mit den Externsteinen nur mit größter Vorsicht zu sprechen.

Gewiß haben sich die Dinge hinsichtlich der behaupteten Sonnenortung günstig entwickelt. Und wenn anderswo in Germanien in steigendem Maße Gleiches oder Ähnliches nachgewiesen wird, so erhöht sich in verstärkter Weise dann auch die Wahrscheinlichkeit der Ortung bei den Externsteinen.

Einen ersten Beweis in dieser Art haben wir in der Untersuchung von R. Müller von der Potsdamer Sternwarte über die Ortung bei den zehn Steinringen bei Odry im Polnischen Korridor[1]. Müller hat in früheren Jahren schon mehrfach derartige Untersuchungen durchgeführt, vornehmlich an den Sonnentempeln der Inkas in Bolivien. Wenn er ferner die behauptete Ortung vom Steintanz bei Bütow in Mecklenburg als Unfug erweisen konnte, so ist seine gründliche Untersuchung von Odry um so höher zu werten. Sie zeigt absolut eindeutig, daß hier germanische Ortung nach der Sommer- und Wintersonnenwende vorliegt. Daneben scheint die Nord—Süd- und Ost—Westlinie eine Rolle zu spielen. Auch hier ist eine Datierung nicht möglich.

Zu den weiteren astronomischen Behauptungen Teudts gehören die Systeme der „Heiligen Linien". Was sie besagen, brauche ich hier nicht näher zu erörtern. Als ich vor etwas über einem Jahr begann, mich ernsthaft mit diesen Dingen auseinanderzusetzen, sah ich bald, daß die Heiligen Linien, wie sie Teudt für die Detmolder Gegend in seinem bekannten Buche aufgestellt hat, nicht haltbar sind, daß im reinen Zufallsspiel ähnliche Systeme denkbar sind. Vor allem aber mußte einem die unzureichende geschichtliche Begründung so mancher georteter Stellen auffallen, selbst wenn man sie nicht gesehen hatte. Der Eindruck wurde verstärkt, als ich im vergangenen Sommer einige Heilige Linien an Ort und Stelle besichtigte. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann ich nur sagen: *Die Idee der Heiligen Linien ist an sich gesund, verlangt aber äußerst peinliche Kritik bei der Aufstellung eines Liniensystems.* Wenn, was zu hoffen ist, anderswo in Deutschland solche Linien sich nachweisen lassen, so können wir sie auch für Detmold erwarten. Allerdings dürfte ihr Nachweis nicht leicht sein. Die Hinweise, die Teudt uns in seinem bisherigen System bietet, wird man mit Dank annehmen.

Unter diesen Umständen war mir die Arbeit von Dr. H. Röhrig „Heilige Linien über Ostfriesland" sehr willkommen, vornehmlich deshalb, weil hier der Versuch gemacht war, der geschichtlichen Würdigung der einzelnen Punkte in etwa nachzugehen. Im Nachprüfen erlebte ich dann mehrfach die große Überraschung, daß Ortungen von Dr. Röhrig bei streng wissenschaftlichem Rechnen noch wesentlich besser wurden als vorher, was natürlich mich sehr zugunsten der Sache beeindrucken mußte. Trotzdem zeigte die strenge mathematische Analyse, daß auch das schöne Liniennetz von Dr. Röhrig sich nicht halten läßt. Ich habe versucht, für Ostfriesland ein neues System aufzustellen. Das Ergebnis der ganzen fast einjährigen Arbeit mit außerordentlich vielen Rechnungen ist kurz folgendes:

Nimmt man nur die sieben großen Grabhügel in Ostfriesland, die teils heute noch vorhanden sind, oder deren Lage sicher bekannt ist, so liegen diese Nord—Süd, Ost—West

[1] Siehe „Mannus", 1934, S. 289.

und in den Sonnenwendrichtungen geschlossen so geortet, daß hier der Wahrscheinlichkeitsbeweis noch viel günstiger herauskommt, als bei der Untersuchung von Odry. Ja, es läßt sich umgekehrt die Lage eines achten Hügels berechnen, der im untergegangenen Dollartgebiet lag. Versuchsweise kann man darüber hinaus noch bis zu fünf weitere Orte in Ostfriesland in ein Liniennetz zusammenfügen, Orte, deren vorchristliches Dasein nachweisbar ist. Sowie man das Liniennetz weiter ausbaut, gerät man in den Bereich der Zahlenspielerei auf der mathematischen Seite des Problems, muß aber zugleich dann auch Kirchen, Kapellen usw. heranziehen, deren Geschichte nicht mehr eindeutig bis in die Bekehrungszeit reicht, sondern oft eine Lücke von Jahrhunderten klaffen läßt. Zugleich erheben sich aus geologisch-geschichtlichen Gründen schwerste Bedenken gegen das Heranziehen dieser Stellen wegen der mehrfachen Hebungen und Senkungen dieser Küstenlandschaft. So bleiben von den fast achtzig vorgeschlagenen Punkten Röhrigs allerhöchstens acht als Beweise für eine Ortung übrig, denen ich fünf anderweitige zufüge.

Bei der Durchführung dieser Untersuchung mußten verschiedene Gesichtspunkte der höheren Geodäsie neben solchen astronomischer Art berücksichtigt werden. Wegen der Einzelheiten kann ich nur auf den ausführlichen Aufsatz verweisen, der in einiger Zeit im „Mannus" erscheinen wird. Ich möchte alle Freunde der Ortung, die solche Liniennetze aufstellen wollen, dringendst bitten, die vielfachen dortigen Anregungen und vor allem Warnungen zu berücksichtigen. Von den zahlreichen, mir bekanntgewordenen Liniennetzen kann ich erst drei als einer näheren Untersuchung wert anerkennen. — Da in Ostfriesland nur neben den Nord—Süd- und Ost—West-Linien die Sonnenwendlinien in Betracht kommen, ist eine eindeutige Datierung auch hier nicht möglich. Immerhin kann man zeigen, daß man beim Versuch einer solchen nicht mit dem vorgeschichtlichen Befunde in Widerspruch kommt, sowie daß hier wie übrigens auch in Stonehenge und bei den Externsteinen zur Ortung stets der obere Sonnenrand benutzt wurde.

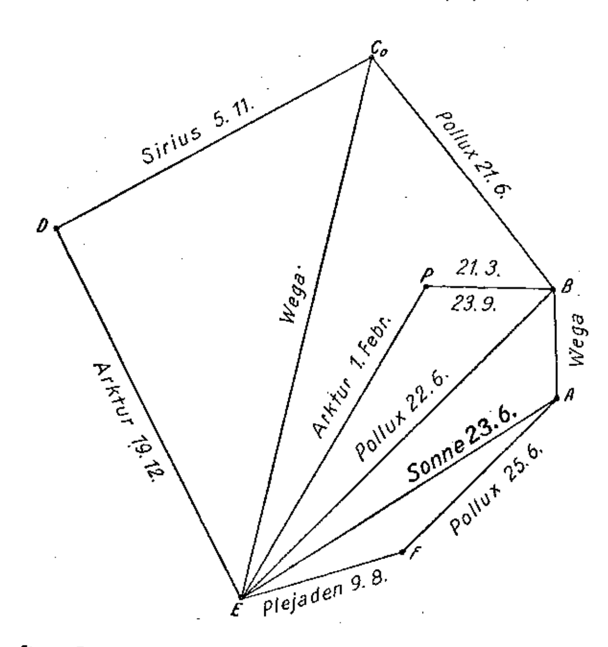
Eine weitere und äußerst verwickelte Aufgabe, der ich mich zuwandte, war das Problem des Sternenhofes in Österholz. Die 1926/27 von Teudt und seinen astronomischen Beratern Riem und Neugebauer gegebene Lösung ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Zusammen mit Herrn Studienrat Dr. Altfeld[1] habe ich mich damals gegen diese gewandt und gezeigt, daß auch andere möglich sind. Anlaß zu meinen neuen Untersuchungen war eine Anfrage eines der ernsthaftesten Gegner Teudts. Wochenlang war die Entscheidung ungewiß. Es gab Phasen in der Arbeit, in denen Teudt hundert Prozent widerlegt schien, bis sich dann endlich folgendes Bild herausstellte[2].

Eine von mir durchgeführte geodätische Neuvermessung des Gutshofes lieferte zunächst bessere Werte für die Azimute der Wälle und Mauern als es mittels der alten Katasterangaben möglich war. Die nun einsetzende astronomische Deutung brachte eine fast verwirrende Zahl von Sternidentifizierungen. Daß dies so sein mußte, bewiesen auch von meinen Studenten gezeichnete willkürliche Sechsecke, die genau wie Hof Gierke rechnerisch bearbeitet wurden. *Eine gleichzeitige Identifizierung aller sechs Mauern und einer siebenten Richtung zum Quellenhügel ist allerdings nur für zwei Zeitpunkte möglich.* Einmal für 1500 v. Chr., ungefähr die alte Lösung von Riem und Neugebauer, sodann um 620 v. Chr., in Bestätigung unserer Untersuchungen von 1927. Das Experiment mit den willkürlichen Sechsecken diente zur Nachprüfung anschließender Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen, die in höchstem Maße zugunsten der Ortung sprachen.

Das Sechseck nebst dem Quellenhügel würde rein geometrisch durch elf Bedingungen definiert sein. Es war tatsächlich möglich, diese gewünschten elf Ortungen bei Gierke festzustellen, und zwar in der Art, wie es die nachstehende Figur zeigt. Aber noch immer

[1] Siehe „Mannus", 1927, S. 236.
[2] Siehe „Mannus", 1934, S. 261.

blieben die beiden Lösungen —1500 und —620 möglich, wenngleich vieles für den späteren Zeitpunkt sprach. Als neuartig zog ich nun noch die sog. Früh- und Spätauf- und Untergänge der Gestirne heran, und siehe da, es war für mich selbst eine außerordentliche Überraschung, daß dann sich fast alle Ortungen zugleich als Künder der Zeitpunkte germanischer Hochfeste herausstellten (Sommer- und Wintersonnenwende u. a.). Allerdings schneidet hierbei die Lösung 1500 v. Chr. nicht günstig ab. Auch ist von vorgeschichtlicher Seite gegen sie mehrfach Einspruch erhoben worden, während das 7. Jahrhundert v. Chr. diesem Einwande nicht ausgesetzt ist.



So scheint alles in allem der Nachweis mit hoher Wahrscheinlichkeit erbracht zu sein, daß der Sternenhof in der frühen Eisenzeit als Kalenderwarte errichtet wurde, und doch sei auf einen wichtigen Einwand hingewiesen. Noch wissen wir nicht, ob im tiefsten Kern die Wälle usw. wirklich so alt sind. Archivalische Befunde, daß die Anlage aus dem 18. Jahrhundert stammt, haben hier nichts zu bedeuten, da Probegrabungen schon eine doppelte oder mehrfache Schichtung gezeigt haben, die 200 Jahre alten Akten also nur das letzte Bauen an den Wällen beweisen. Unbedingt notwendig ist gründliche Grabungsarbeit, die hoffentlich in diesem Sommer noch ausgeführt wird. Ich erkläre auch heute noch: Wenn sich dabei gar nichts Vorgeschichtliches zeigen sollte, so würden der astronomischen Theorie von Gierke selbstverständlich sehr große Schwierigkeiten erwachsen.

Vielleicht ist der eine oder andere Leser mit den vorstehenden Ausführungen nicht ganz einverstanden, hält mich für zu vorsichtig. Das zu sein, ist aber Pflicht des Wissenschaftlers. Ich möchte aber auch alle Freunde der Ideen Teudts wiederholt um äußerste Vorsicht bitten. Mit schlechtbegründeten Ortungsvorschlägen machen wir uns lächerlich, nicht nur bei den Gegnern des völkischen Gedankens im In- und Auslande, sondern auch bei der ernsten Wissenschaft von der deutschen Vorgeschichte. Es ist sehr anzuerkennen, daß man in Detmold die zahllosen eingegangenen Ortungsvorschläge nicht veröffentlicht hat, solange die Fragen noch so ungeklärt sind. Vielleicht tragen meine Untersuchungen, auf die ich wegen aller Einzelheiten verweisen muß, zu einer Klärung bei. Mit solchen Linienhäufungen, wie man sie z. B. für die Neumark vorgeschlagen hat, schadet man nur der Ortungssache. Das gleiche gilt von den durch einen Berliner Herren um viele, viele Grade fehlerhaft vermessenen Linien am Bärenstein dicht neben den Externsteinen. Freunde und Gegner der Ortung möchte ich vor allem bitten, die Entwicklung der nächsten zwei Jahre abzuwarten, vielleicht ist bis dahin alles soweit geklärt, daß wir Teudt zum Siege seiner Anregungen unsere Glückwünsche bringen können.

Heiligtum oder Fluchtburg?

Von Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg

Diese Frage beschäftigt in steigendem Maße die an unserer Vorgeschichte interessierten Kreise. Die Einstellung zu ihr ist nicht nur Ausdruck der Gesinnung. Eingehende Bearbeitung von den verschiedensten Grenzgebieten her verlangt dringend eine Änderung des bisherigen verzerrten Standpunktes.

Als berufener Vorkämpfer für Gerechtigkeit und bessere Erkenntnis setzt sich seit langem unser Altmeister Wilhelm Teudt mit den vor- und frühgeschichtlichen Burgen auseinander. Seine Arbeit über die Bedeutung germanischer Burgen in „Germanien", Juli 1934, gelangt trotz aller an ihm bekannten Zurückhaltung und strengen Sachlichkeit zu dem Schluß, die überwiegende Mehrzahl solcher alter Wallanlagen müsse in erster Linie für kultische Zwecke gebaut worden sein. Im gleichen Heft der genannten Monatsschrift wendet sich auch Dr. Schmidt, Gotha, gegen die herkömmliche Deutung der Wallburgen als vornehmlich strategische Anlagen. Beide Forscher untersuchen die Frage von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Jeglicher Einwand scheint mir bedacht und entkräftet zu sein.

Unsere Aufgabe ist es nun, dafür zu sorgen, daß diese Gedankengänge von zwingender Überzeugungskraft auch Allgemeingut weitester Volkskreise bilden. Einseitig gesonnene Stellen, darunter manche „offizielle", stemmen sich mit aller Macht gegen das Vordringen einer Anschauungsweise, die unsere germanischen Vorfahren aus der künstlich geschaffenen Aschenbrödelstellung zu befreien geeignet ist.

Ein Blick auf die Landkarte genügt schon, um die Unhaltbarkeit der bisherigen Anschauung darzutun. Zunächst findet man unter der Bezeichnung „Burg" oder „Schloß" Erscheinungen, die in Wirklichkeit einen anderen Eindruck erwecken, nämlich Wallanlagen jeglicher Form, Art und Größe, vom kleinsten Kreis bis zum größten Vieleck, gewölbte Riesenhügel, spitze Kegel, jedenfalls aber teilweise Stellen, die man sich beim besten Willen nicht als frühere Wohnplätze denken kann.

Dazu kommen weitere Erwägungen: So ziemlich ein und dieselbe Erscheinungsform heißt auf der Karte z. B.: Kirche, Kapelle, Schwedenschanze, Schwabenschanze, Riesenschanze, Viereckschanze, Steinring, Hunnenring, Heidenring, Heidenschloß, Burgstall, Heidengraben, Heuneburg oder kurzerhand „Ruine". Diese Blütenlese könnte sicher aus anderen Gegenden unseres Vaterlandes noch wesentlich erweitert werden.

Manche der gedachten Anlagen mag späteren Geschlechtern irgendwie als Zuflucht gedient haben und unter gewissen Abänderungen zur Verteidigung hergerichtet worden sein. Darüber darf aber der ursprüngliche Zweck nicht verwischt werden. Wie manche alte Kirche z. B. dient heute als Scheune. Und doch wird niemand, nicht einmal die unentwegten Flucht-Burg-Vertreter, darüber grübeln, warum man nun diese „Scheune" mit gotischem Netzgewölbe versehen hat!

Ausgenommen bleiben hier auch selbstverständlich die späteren Bergfestungen, wie Coburg, Wülzburg bei Weißenburg (früheres Kloster!) und ähnliche, wo ganz andere Geländevoraussetzungen vorlagen. Ebenso Berge, wie z. B. der Hohen-Asperg in Württemberg, der im Lauf der Jahrtausende nahezu allen Zwecken gedient hat.

Suchen wir unbefangen an eine offenkundig vor- oder frühgeschichtliche Wallanlage heranzugehen, so fällt uns oft schon der gewählte Platz auf: Seine nächste Umgebung liegt vielleicht höher, schwerer zugänglich, hat günstigere Wasserverhältnisse, weitere Sicht, z. B. Burgstall „Schloßbuckel" bei Zell (Allgäu), Schloßbuckel bei Gr.-Glattbach (Württ.). Wer mutet unseren Vorfahren so wenig Scharfsinn zu, daß sie dann gerade an der verkehrten Stelle Stützpunkte bauten? Ein Verfasser einer Arbeit über eine „in unbekannter Zeit verschwundene Burg" allerdings sucht den Grund ihres frühen Abgangs in ihrer



Bild 1.
Dickemer Schlößle.
Den etwas verschwommenen Vordergrund bildet ein schwach abfallender Hang. Hinter dem 4 m tiefen Graben erhebt sich deutlich erkennbar eine ebene Stufe von rund 6 m Breite; sie bildet etwa einen Halbkreis. Ihr ist noch eine kleine Kuppe aufgesetzt, die einige Mauerreste trägt. Im frühen Mittelalter soll hier eine Turmwarte zerstört worden sein. Jenseits fällt das Gelände zunächst mit einigen Felsschrofen, dann mit einem ziemlich steilen Hang ab. — Ganz eng begrenzte Talsicht. Trotz des Namens meines Erachtens keine Wohngelegenheit!

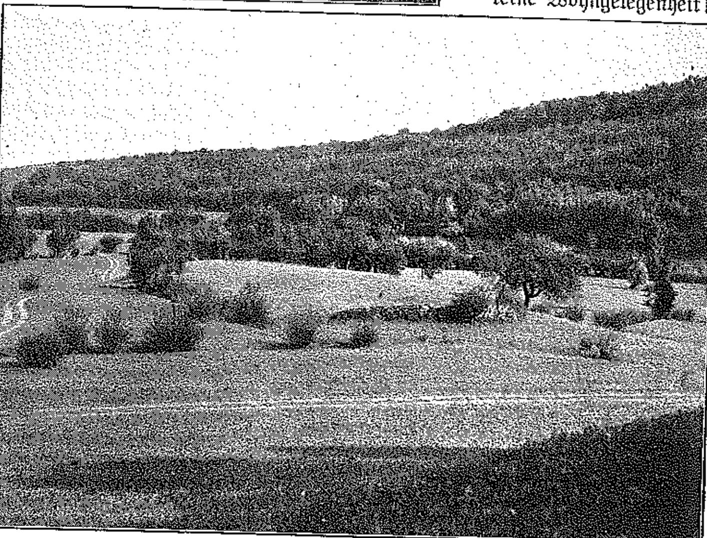


Bild 2a.
Schloßbuckel bei Groß-Glattbach, von Nordwest.

In einem Wiesengrund an der Vereinigung zweier Bäche gelegen, eine kaum 6 m hoch hervortretende Erhebung, allseitig bedeutend überhöht. Den Fuß umfließt ein schmales Rinnsal. Gegen Süden und Osten setzt die Scheitelfläche in einer etwa 1,7 m hohen Stufe ab, erkennbar auf Bild 2a an einer kleinen Mauer, in Bild 2b insbesondere an einer Buschreihe. Hier fließt nochmals ein ganz seichter schmaler Wasserfaden. Beide Wasseradern können nur als Abgrenzung, niemals als Hindernis angesehen werden. — Keinerlei Sicht. Hier scheint mir am ehesten ein Wasserheiligtum möglich.



Bild 2b.
von Südost

„ungünstigen Lage, die ihre Verteidigung sehr erschweren mußte". Solcher Urteile gibt es noch mehr!

Dem militärisch geschulten Auge muß weiterhin auffallen, daß oft fast unzugängliche Stellen mit starken Wällen bewehrt sind, die schwachen Seiten dagegen beinahe vernachlässigt blieben (z. B. Heuneburg bei Upflamör, Schwäb. Alb). Wo mehrere Wälle hintereinander liegen, hat meist der Angreifer weit mehr Nutzen. Ihm kommt fast immer der uns Frontsoldaten so wohlbekannte „tote Winkel" zustatten.

Eine besonders merkwürdige „Burg" findet sich übrigens bei Ratholz (Name!) im Bezirksamt Sonthofen. Es ist ein gestufter, kleiner Hügel drunten im Talgrund, vielleicht 10 m hoch. Seine Gipfelfläche reicht eben aus, einen Tisch daraufzustellen. Militärischen Schutz aber bot diese „Burg" bestimmt nicht!

Soweit die Wallanlagen nun auf Bergen liegen, und das ist der häufigere Fall, wird die Wasserversorgung zum unlösbaren Problem. Wohl fand sich in den vielen Ringwällen, die ich im Süden und Westen unseres Vaterlandes, sowie in Mitteldeutschland aufsuchte, bisweilen eine Quelle oder die letzte Spur einer früher vorhandenen. Ihre Ergiebigkeit konnte aber auch in „besseren" Zeiten in keinem Verhältnis stehen zur Größe der Besatzung, deren eine solche „Burg" zur Verteidigung bedurft hätte. Vor Jahren wurde allerdings bei einer Archäologenfahrt zu Ringwällen der Schwäbischen Alb die Frage nach der Wasserversorgung einer „Heuneburg" mit dem Hinweis beantwortet, unmittelbar *vor dem Außenwall* seien ja heute noch zwei Wasserstellen zu sehen! Immerhin wird diese verblüffende einfache Lösung der Wasserfrage nicht allgemein Zustimmung finden!

In welcher Wallanlage wurden nun Spuren von Wohngebäuden, Vorratsräumen oder sonstigen Einbauten gefunden? Soweit das überhaupt der Fall ist, dürften sie sich als von anderen Zwecken herrührend erweisen (vgl. Teudt, „Germanien", Juli 1934). Solche Vorkommen scheinen mir bei weitem die Minderheit zu bilden.

Betrachten wir aber die Anlagen als Kultplätze, so lassen sich mit Sicherheit darin Grabstätten erwarten. Gleich wie die Pyramiden bildete ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Heiligtum den bevorzugten Bestattungsort für die Vornehmsten des Stammes. Bezeichnenderweise ließen sich auch später sehr viele Grundherren nicht in ihrer Burg oder ihrem Schloß beisetzen, selbst wo eine eigene Kapelle vorhanden war. Die Stammgruft befindet sich vielmehr oftmals in der Dorfkirche, teilweise sogar in irgendeinem Kirchlein draußen im Feld, das häufig genug die Stelle eines ehemaligen germanischen Heiligtums einnimmt.

Tatsächlich bergen nicht wenige Wallanlagen ganze Gräberfelder, wie z. B. der Otzenhauser Steinring bei Trier oder die großen Ringwälle der Schwäbischen Alb bei Indelhausen und Upflamör, die man geradezu als Heldenfriedhöfe ansprechen möchte. Sie heißen zwar amtlich „Heuneburgen". Richtig, denn sie bergen Hünen, die Edelsten und Tapfersten des Volks, denen man dieses Ehrenbegräbnis gab!

Reden weiterhin nicht die vielen Sagen ein deutliches Zeugnis, wonach Baustoffe zu einer Kirche im Dorf nächtens immer wieder auf den alten heiligen Berg schwebten, also an die zäh festgehaltene Stätte des früheren Heiligtums?

Darum werden wir richtiger den Schluß ziehen: *an Stelle der Wallanlage trat nicht die mittelalterliche Burg, sondern die christliche Kirche!* Will man es Zufall nennen, daß der Riesenwall auf dem Ottilienberg bei Eppingen (Baden) eine frühgotische Kirche umschließt, fernab von jedem früheren oder heutigen Dorf?; daß im Ringwall auf dem Michelsberg (Oberamt Brackenheim) eine frühromanische Kirche steht, wahrscheinlich an Stelle eines früheren Mondheiligtums, mit einer trotz schwerer Zugänglichkeit des Bergs heute noch benützten Begräbnisstätte der Katholiken aus weitem Umkreis? Gibt es nicht zu denken, wenn der Ringwall Altenbürg (Oberamt Neresheim) eine romanische Kirche trägt, die angeblich die Stelle eines



Bild 3.
Heunaburg beim Talhof.
Schwäb. Alb.

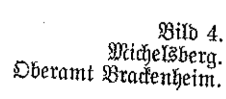


Bild 4.
Michelsberg.
Oberamt Brackenheim.





Bild 5.
Heudorfer „Burg".
Schwäb. Alb.

römischen (!) Sonnentempels einnimmt; wenn eine Ringburg im Oberamt Rottenburg, weitab einer Siedlung, der „Kirchkopf" heißt; oder wenn die Kirche im Ringwall Dreifaltigkeitsberg (Oberamt Spaichingen), zugestandenermaßen ein alter Opferplatz, eine bedeutende Wallfahrt bildet? — Die Aufzählung weiterer Wallanlagen, in oder neben denen eine Kirche steht oder in deren nächster Umgebung sich ein Kloster ansiedelte, würde weit über den Rahmen dieses Heftes hinausgehen. —

Solche „Burgen" bedeuteten also noch gemeinsamen Besitz, bildeten einen Sammelpunkt des Stammes. Daß sie gleichzeitig als Dingplatz und Gerichtstätte dienen konnten, wurde anderwärts schon aus zahlreichen Hinweisen belegt. Die Burg aber im späteren Sinne offenbart den Klassengegensatz! Gegen feindliche Heerhaufen vermochte sie ja doch nur in besonderen Fällen standzuhalten. Dagegen bot sie Schutz gegen aufständische Bauern, Hörige oder auch gegen Räuber.

Gerade in diesen Tagen drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit dem Tannenberg-Denkmal auf, das unserem verewigten Heerführer und Reichsoberhaupt als Ruhestätte dient. Entsprechend der überlebten Anschauung müßten ferne Jahrtausende diese trutzige Anlage mit starken Mauern und wehrhaften Türmen als „Festung" (oder gar „Fliehburg"?) ansehen!!

Diese kleine Denkweise einer niedergebrochenen Zeit muß aber in Bälde endgültig verschwinden. Bedeutet es nicht eine Ungeheuerlichkeit, wenn sogar einzelne beamtete Archäologen lieber die ausgefallensten Unmöglichkeiten ausklügeln, nur um nicht Verstand, Kultur, Tatkraft bei unsern Vorfahren unterstellen zu müssen? Wir verlangen, daß in Zweifelsfällen zunächst immer zugunsten unserer Vorfahren geurteilt wird. Es muß endlich Schluß gemacht werden mit den lahmen Versuchen, Römer, Kelten, Westfranken oder gar den Zufall anzurufen, wo die gewohnten Regeln versagen.

Eine kleine, zum Aussterben verurteilte Gruppe unentwegter Dogmatiker hat sich bisher vor dem Umbruch der Zeit in der Fluchtburg ihrer Lehrsätze gehalten. Heute gilt es, diese Fluchtburgen restlos zu zerstören und ganz allgemein damit zugleich den Makel der Kulturlosigkeit von unseren Vorfahren zu nehmen!

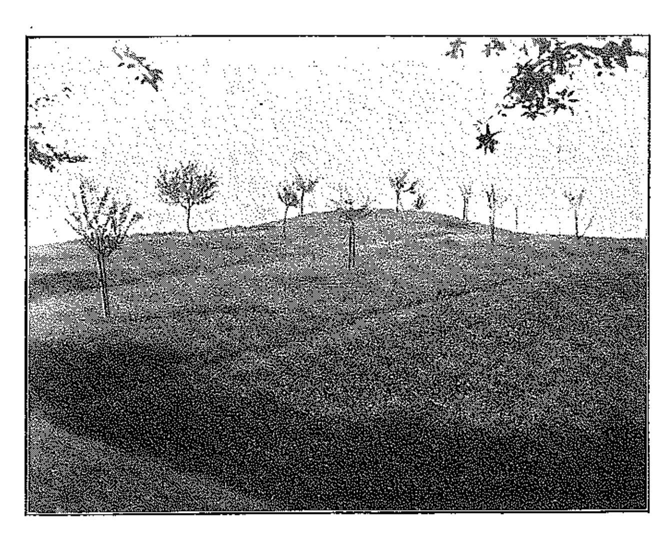


Bild 6. „Schänzle" im Burghof bei Gündelbach.

Aus einem flachen Hang tritt ein offensichtlich künstlicher niederer Hügel, ziemlich kreisrund, 7m Durchmesser. Nach Süden trennt ihn hangwärts ein ost-westlich verlaufender seichter Graben (am unteren Ende des dunklen Bandes sichtbar) von rund 90m Länge ab, der sich allmählich im flachen Hang verliert. Die Sicht reicht von hier zu einigen ferner liegenden besonders hervortretenden Bergen im Osten und Westen. Ursprünglicher Zweck zweifelhaft. Jedenfalls aber kein Verteidigungspunkt.

Das Pyrmonter Quellheiligtum

Von Dr. R. Gabert, Bad Pyrmont

Im Oktober und November 1863 wurden die beiden wichtigsten Pyrmonter Stahlquellen, die Hauptquelle und der Brodelbrunnen, neu gefaßt. Dabei kam der berühmte Brunnenfund[1] zutage, den der Leiter der Arbeiten, Baudirektor Rudolf Ludwig aus Darmstadt, zum größten Teil bergen konnte. Er erkannte, daß hier die Spuren einer uralten germanischen Kultstätte, eines Quellheiligtums[2], entdeckt waren, und beschrieb seine Grabung und den Fund in mehreren eingehenden Berichten[3]. Das Wichtigste seiner Mitteilungen ist dies: Beim Aufgraben des Brodelbrunnens durchstieß man zunächst eine Kalktuffschicht, dann mehrere stark gekrümmte Lagen von Lehm und Ton, zwischen denen jedesmal eine flache Moorschicht lag. In dem aus Buchen-, Eichen-, Hasel-, Linden- und Erlenblättern, Moos und Schilf gebildeten Torf fanden sich Stammstücke und Wurzelstöcke von Erlen, Buchen und Linden, sowie Früchte aller dieser und anderer Bäume. Etwa 3¾ m unter dem Boden und 3 m südlich vom Brodelbrunnen zeigte sich e i n e a n d e r e sehr gas- und wasserreiche a l t e Q u e l l e[4], die erst zum Vorschein kam, nachdem man die Wurzeln zweier mächtiger Lindenbäume entfernt hatte. Die stärkste der Linden, die in geneigter Stellung über diese alte Quelle hingesunken war und sie teilweise verstopft hatte, ragte noch durch mehrere dünne Torf- und Tonschichten hindurch, war in Schwefeleisen verwandelt und wies im Durchschnitt über zweihundert Jahresringe auf. An ihrem Fuß lag die Bronzekelle, und dicht dabei, im alten Waldboden fand man die Schnallen, die Fibeln und die römischen Münzen.

Ludwig nimmt nun mit Recht an, daß diese verschüttete Quelle mit dem sie einst überschattenden mächtigen Lindenbaum, an dessen Fuß die Opfergaben niedergelegt waren, das alte Heiligtum der Germanen gewesen ist, und daß der heutige Brodelbrunnen, wie auch die Hauptquelle sich erst viel später gebildet haben. Und da erhebt sich nun die wichtige Frage: Wie kommt es, daß diese alte Quelle uns heute nicht mehr sprudelt, und

g—g = Umfang der Grabung, die anderen Buchstaben und Ziffern wie in der Profilskizze.

[1] Ein wundervolles Bronze-Schöpfgefäß, geschmückt mit bunter Emaille in Grubenschmelztechnik; 400 bis 500 Gewandhaften oder Fibeln (auch einige Gürtelschnallen), von denen etwa die Hälfte sichergestellt, das übrige von den Arbeitern veräußert wurde; drei römische Silberdenare (Domitian, Trajan, Caracalla); ein kleiner runder Bronzelöffel; zwei hölzerne Schöpfgefäße.

[2] Vgl. Dr. E. Frischbier, Germanische Fibeln unter Berücksichtigung des Pyrmonter Brunnenfundes (Mannus-Bibl. 28), 1922. — Jacob-Friesen, Der altgermanische Opferfund im Brodelbrunnen zu Pyrmont. Hannover 1928. — Derselbe, Der Quellopferfund von Pyrmont, in Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim und Leipzig 1931; S. 164 ff. — Derselbe, Die Verehrung der Pyrmonter Quellen in altgerman. Zeit, im Pyrmonter Werbeheft 1934. — W. Teudt, Der Pyrmonter Opferbrunnen, in „Germanien", 1933, Heft 7.

[3] R. Ludwig über den Pyrmonter Brunnenfund, im Pyrmonter Wochenblatt, November 1863, Nr. 88, 92, 93 und 95. — Derselbe im Bonner Jahrbuch 1864, XXXVIII.

[4] Diese alte Quelle ist in der Skizze mit II bezeichnet; eine zweite, kleinere, wenige Meter südöstlich aufgedeckte, ebenfalls alte Quelle (III) mag unberücksichtigt bleiben, da dort keine Funde gemacht wurden.

Profilskizze Ludwigs (Jahrb. d. A.-Fr. i. Rheinld. Heft XXXVIII. 1864.)

I. I' Brodelbrunnen. II. durch die Ausgrabung aufgedeckte alte Sauerquelle. A. Straßenpflaster. B. Bauschutt. C. Kalktuff. D. Sieben verschieden dicke Torflager mit Erlen-, Haselnuß- und Buchenwurzelstöcken. E. Lehm, Ton und Ocker zwischen den Torfschichten liegend.
d. Umgesunkener mit der Wurzel noch im Boden stehender Lindenbaum, e. Buchenbaum, a. Stelle wo das emaillierte Gefäß lag. b. c. Stelle an welcher die Fibula und Münzen gefunden wurden. f. Fundpunkt moderner Münzen aus den Jahren 1520 bis 1836.

daß mehr als 3 m hoch Moor- und Tonschichten auf dem alten Heiligtum lasten? Ludwig sucht die Frage zu beantworten; er sagt: „Das Vorkommen festgewurzelter Bäume in den sich wiederholenden Torfschichten beweist, daß das Terrain um die Quellen allmählich durch Aufschlämmung vom nahen Bomberg her erhöht wurde. Der Sturm stürzte den Baum über die heilige Quelle, Krieg und Auswanderung ließen den heiligen Ort in Vergessenheit geraten, Regen und Schneetauen verschlämmten ihn allmählich bis 3 m hoch mit Lehm und Torf." Diese Antwort befriedigt nicht, wie eine genaue Prüfung des von Ludwig gezeichneten Profils zeigt. Ich habe mit Hilfe eines Sachverständigen für Bodenkunde[1] Folgendes festgestellt:

1. In Ludwigs Skizze machen die eingetragenen Linden- und Buchenstämme — mit Ausnahme der großen Linde — nicht den Eindruck, als seien sie vom Sturm gestürzt. Vom Sturm umgelegte Bäume reißen entweder einen Teil der Wurzeln mit heraus, oder sie brechen in einer Höhe von zwei bis drei Metern glatt ab. Ganz abgesehen davon, daß die eingezeichneten Stämme dort, wo stärkere Äste gesessen haben, deutlich Schnittflächen aufweisen, macht besonders die Buche durchaus den Eindruck eines dicht über dem Wurzelstock mit der Axt gefällten Baumes — charakteristisch ist der stehengebliebene sogenannte Bart. Ferner: Der durch mehrere Schichten hindurchragende Lindenstamm konnte so weder erhalten bleiben noch versintern, wenn die ihn umlagernden Schichten allmählich in langsamem Anwachsen gebildet wären; er wäre in kurzer Zeit verfault. Nur eine rasche und vollständige Überdeckung, bald nach seinem Sturze, erklärt es, daß er erhalten und durch nachsickerndes Quellwasser versintert ist. Auch die auffällige Ansammlung von großen Ast- und Stammstücken gerade am Mund der alten Quelle läßt vermuten, daß diese einst nicht nur mit Erde verstopft, sondern noch mit starken Hölzern fest verkeilt worden ist.

[1] Herr Forstassessor R. Kleinschmit, Assistent am Institut für Waldbau der Forstl. Hochschule in Hann. Münden.

2. Die sechs, z. T. sehr schwachen Moorlager können so an Ort und Stelle nicht gewachsen sein, denn Moor bildet sich in horizontalen, nicht in gewölbten Schichten. Auch die Annahme, die Aufwölbung sei erst später, etwa durch den Druck aufsteigender Kohlensäure erfolgt, ist unmöglich, denn dann müßten die unteren Schichten stärker gekrümmt sein als die oberen, und gerade das Gegenteil ist der Fall. Dazu kommt noch als vielleicht wichtigstes Moment, daß die zur Verfügung stehende Zeit zur Bildung von sechs, wenn auch noch so schwachen Moorlagern nebst Anschwemmen der dazwischenliegenden fünf bis sechs Lehmschichten keinesfalls ausreicht. Wir können nämlich diese Zeit ziemlich genau bestimmen: Von den Opfergaben sind die jüngsten im 3. Jahrhundert n. Chr. angefertigt, und ihre Niederlegung an der Quelle reicht sicher tief in dies Jahrhundert hinein. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts aber erwähnt schon Henricus de Hervordia die beiden heutigen Quellen, Brodelbrunnen und Hauptquelle, und zwar nur diese beiden, auch sind sie nach seiner Angabe damals schon gefaßt, also an der heutigen Oberfläche gelegen. Somit bliebe für die Bildung aller Moor- und Tonlager nur ein Zeitraum von etwa 1000 bis 1100 Jahren, der keinesfalls auch nur annähernd ausreicht. Nimmt man aber mit Ludwig an, daß diese Moor- und Tonschichten angeschlämmt seien, so ändert sich damit auch nichts, denn sie müßten sich am Rande des Bombergs doch in derselben Reihenfolge gebildet haben, hätten also auch die gleiche Zeit zu ihrer Entstehung gebraucht. Außerdem müßte dann das Profil ganz anders aussehen, denn Schlamm fließt nicht über den Berg, ohne die davorliegende Senke ausgefüllt zu haben, die Moor- und Tonschichten könnten also nicht gekrümmt sein.

3. Diese auffallende vielfache Schichtung und Krümmung ist bisher nur an dieser einen bedeutsamen Stelle bemerkt worden. Bei den Ausschachtungsarbeiten für die neue Wandelhalle (1924), etwa 20 m nördlich, hat man, wie ich hörte, nur eine einzige, und zwar horizontale Moorschicht gefunden. Und nicht weit davon hat schon Marcard gegraben und ebenfalls ein ganz anderes Profil gefunden. Er schreibt darüber[1]: „Einige hundert Schritte davon nach Westen zu fand ich eine ziemlich hohe Lage tonartige Schlammerde obenauf, darunter Tuffstein, hernach etwas rötlichen Mergel, dann Torf, hierauf Wurzeln von Ellern (also Waldboden), endlich wieder tonichte Lagen, nämlich gräuliche und weißliche Letten, zuletzt weißen Sand. Tiefer konnte ich wegen des zusammenlaufenden Wassers nicht nachsuchen, und dieses ging ungefähr auf fünf Fuß." Auch hier ist also nur eine einzige Moorschicht vorhanden.

Ludwigs Erklärung und Behauptung, diese merkwürdige Schichtung und Krümmung sei auf natürliche Weise entstanden, läßt sich somit nicht mehr aufrecht erhalten, dagegen erzwingen seine Bodenbeschreibung wie seine Skizze geradezu *die Annahme einer plötzlichen und gewaltsamen Zerstörung der alten heiligen Quelle durch Menschenhand.* Von Menschen müssen die Bäume gefällt, muß der heilige Hain zerstört, die Quelle verkeilt und verstopft sein. Und Menschen haben dann eine etwa 4 m hohe Erdschicht über das Ganze geworfen, bis Quelle wie Hain vollständig verschwunden waren. Das dazu nötige Erdreich nahm man aus der Nachbarschaft, griff zunächst nach dem unmittelbar danebenliegenden Moor, das man schichtweise darüberwarf, der besseren Festigkeit wegen abwechselnd mit anderweitig herbeigekarrtem Lehm und Ton. Stammstücke und im Moor steckendes Wurzelwerk nahm man mit, um dem Ganzen mehr Halt zu geben. So mußte ein Hügel entstehen, in dem sich die wechselnden Schichten nach oben zu immer stärker krümmten, ein Profil genau so, wie es Ludwig in seiner Skizze zeigt.

Auch der Zeitpunkt der Zerstörung läßt sich bestimmen, denn in dem zur Verfügung stehenden Jahrtausend kommt dafür wohl nur die Zeit der Sachsenkriege und der gewalt-

[1] H. M. Marcard, Beschreibung von Pyrmont. Leipzig 1784. Bd. I, S. 178.

samen Christianisierung unserer Gegend in Frage. *Als Zerstörer des Pyrmonter Quellheiligtums muß Karl der Große angenommen werden.* Vielleicht hat er schon 772 das Pyrmonter Tal gestreift, als er nach rascher Zerstörung der Irmensul auf den Externsteinen zur Weser weiterzog. Ganz sicher hat er sich im Winter 784/85 im Pyrmonter Tal aufgehalten, denn es steht fest, daß er 784 das Weihnachtsfest in Lügde gefeiert hat. Lügde aber ist die uralte Siedlung des Pyrmonter Tales, und seine Bedeutung als „Hauptstadt des einstigen Cheruskergaues" (Teudt) ist außer durch die Herlingsburg vor allem durch das Pyrmonter Quellheiligtum bedingt.

Karl konnte 784 den Sachsenkrieg als beendet ansehen und nun an die Durchführung der Maßregeln gehen, die er für eine dauernde Befriedung Sachsens für nötig hielt. Dazu gehörte in erster Linie die endgültige Christianisierung, und deren Voraussetzung war die gründliche und vollständige Zerstörung aller wichtigen Heiligtümer. Von Lügde aus wird daher Karl, neben der Zerstörung der Herlingsburg und der Anlage des Reichshofes Schieder, die Umwandlung des Externsteinheiligtums in eine christliche Kultstätte und die Zerstörung des Pyrmonter Quellheiligtums vorgenommen haben.

Ein Punkt freilich bedarf noch der Klärung, warum nämlich die Fundstücke nur bis in das 3. Jahrhundert reichen. Ist es nachher nicht mehr Sitte gewesen, Opfergaben bei der heiligen Quelle niederzulegen, oder was ist aus den später geopferten Stücken geworden? Ich glaube, die Antwort ist nicht schwer: Wie an anderen Orten, z. B. an den Externsteinen, die bei den Heiligtümern niedergelegten Opfergaben von den Franken geraubt worden sind, so vielleicht auch hier. Die Stücke aber, die uns ein gütiges Geschick als Brunnenfund erhalten hat, sind den Augen der Suchenden entgangen. Sie lagen schon damals mehrere Jahrhunderte lang unter moderndem Moos und Laub im alten Waldboden und wurden nicht mehr gefunden, nur das, was offener zutage lag, was aus jüngerer Zeit stammte, konnte geraubt werden. So die eine Möglichkeit, die andere und wahrscheinlichere ist die, daß die Sachsen selber schon früher beim Herannahen des Feindes alles, was sie fanden, in Sicherheit brachten; sie hatten ja ihre Erfahrungen von den Externsteinen her. Dieser aus früherer Zeit stammende Rest blieb ihnen wie den etwa noch nachsuchenden Franken verborgen.

In einer Urkunde vom Jahre 889 wird im Wetigau die Piringisimark genannt. Aus verschiedenen Gründen kann man mit höchster Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß das Pyrmonter Tal diese Piringisimark (die Mark der sprudelnden Quellen)[1] gewesen ist. Jedenfalls muß der schwer zugängliche, rings von Bergen eingeschlossene Pyrmonter Kessel, an dessen Nordseite, mitten im sumpfigen Auewald, weithin hörbar die heilkräftigen Wasser dem Mutterschoß der Erde entspringen, auf unsere Vorfahren den allerstärksten Eindruck gemacht haben, und wir dürfen annehmen, daß die Pyrmonter Kultstätte in dem Gebiet der großen germanischen Heiligtümer eine nicht minder wichtige Rolle gespielt hat, als die Externsteine und die Anlagen der Osningmark, ja, daß sie mit diesen zusammen eine kultische Einheit gebildet hat.

[1] Siehe Foerstemann, Altdeutsches Namenbuch. I, S. 400.

„Vertrauen und Freundschaft, nicht Furcht und Schauer schuf die frommen Bestattungssitten und Totensteine und die sternenoffenen Heiligtümer mitten im Land. Zu dem Tatenmut und Stolz unserer Rasse paßt die Haltung des Glaubens, die ehrfurchtsvoll, aber ohne Zittern Freundschaft und Kampfgenossenschaft mit der Gottheit schließt. Zu dem Wesen alttestamentlicher Menschen paßt jene andere Haltung, die den zürnenden, eifersüchtigen Gott zitternd versöhnt." Bernhard Kummer

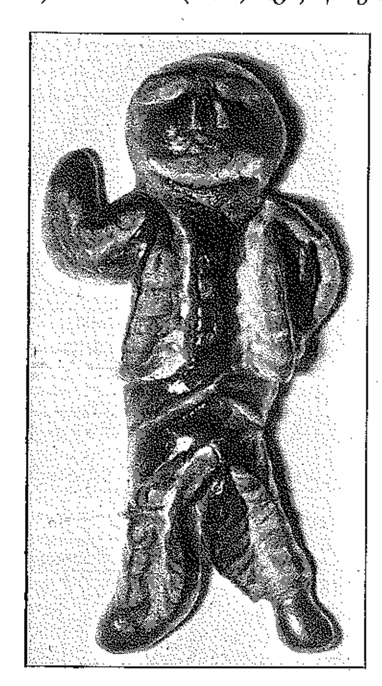
---



Das Öchsener Männchen

Von Georg Buschan, Stettin

Von dem Männchen von Öchsen war in diesen Blättern des öfteren die Rede. Dieser kleine Aufsatz soll einen weiteren Beitrag liefern. Um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres (1934) war ich in der Schweiz. Als ich einige Tage vor Weihnachten durch die Stadt Vevey bummelte, sah ich im Schaufenster eines Bäckers unser Männchen wieder (Abb.) Ich fragte den



Gebildbrot,
das zu Weihnachten in der Schweiz hergestellt wird.

Bäcker, der ein Deutschschweizer war, wieso er zu dieser eigentümlichen Form der Teigfigur käme, er vermochte mir aber keine weitere Antwort zu geben, als die, daß er zu Weihnachten immer diese Männchen forme. Das von mir erstandene Männchen ist aus feinem Kuchenteig hergestellt und mißt in seiner Höhe 30 Zentimeter. Nachdem einmal meine Aufmerksamkeit auf dieses Gebildbrot gelenkt war, hielt ich in verschiedenen anderen Städten der Schweiz (Lausanne, Neuenburg, Freiburg, Murten, Bern, Basel, Zürich) Umschau nach weiteren Exemplaren in den Bäckerläden, entdeckte aber nur in einem Laden in Bern solche Männchen von der gleichen und halben Länge.

Nach den Auseinandersetzungen in den verschiedenen Aufsätzen dieser Zeitschrift kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Männchen von Öchsen mit dem Kultus zusammenhängt, der auf altgermanische Vorstellungen zurückgeht. Nachdem nun Dr. Huth eine Erklärung dahingehend gegeben hat, daß es sich um einen heidnischen Jahresgott handeln mag, der die auf- und niedergehende Sonne, die auferstehende und absterbende Natur usw. symbolisiert, glaube ich mein Teigmännchen auch damit in Verbindung bringen zu dürfen. Der Umstand, daß sich das Männchen von Öchsen auf den ältesten Kirchen und Kapellen dargestellt findet, daß sein Verbreitungsgebiet mit Süddeutschland sich deckt, wo in der Hauptsache alemannische Stämme ansässig waren, die sich bis in die Schweiz hinein ausdehnten, nehme auch ich an, daß wir es hier mit einem alemannischen Kultgebäck zu tun haben, zumal es zu Weihnachten, zur Zeit des altgermanischen Julfestes (Wintersonnenwende) hergestellt wird.

Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze. In Heft 7 von „Germanien" ist auf Seite 212 bemerkt, daß bei Haus Ruhr in Westfalen ein kleiner Ringwall inmitten mehrerer beachtenswerter Flurnamen liegt, der den Bewohnern der Umgegend seit altersher bis heute als Ort für Verlöbnisse und sonstiges feierliches Tun dient. Mit Recht hat Teudt dabei hervorgehoben, wie das als Beweis dafür dienen kann, daß alte Wälle und Burganlagen, die bisher vielfach nur als Verteidigungswerke angesehen wurden, in Wirklichkeit religiöse Bedeutung gehabt haben. Da der angeführte Brauch gerade in dieser Beziehung beweiskräftig erscheint, möchte ich darauf hinweisen, daß wir in Lippe ebenfalls einen solchen Ort haben. Der verstorbene Schulrat Schwanold hat bereits darauf aufmerksam gemacht.

Zwischen Falkenhagen und Wörderfeld-Sabbenhausen liegt der langgestreckte Rücken des Klosterberges. Schon der Name ist hinsichtlich der Überlieferung nicht ohne Bedeutung, wie die Ausführungen Kurt Schmidts in demselben Hefte von „Germanien" zeigen. Auf dem höchsten Punkte des Klosterberges nun gibt es eine Stelle, die den merkwürdigen Namen „Adams Grab" führt. Es ist das eine alte Anlage, wie Schwanold meint, mittelalterlich, was aber nach den Ausführungen Teudts sehr zweifelhaft erscheint. Jedenfalls ist sie kein Grab und möglicherweise auch keine Befestigungsanlage.

Den alten Leuten in Wörderfeld ist Adams Grab, und das erscheint besonders wichtig, als Stätte der Weihe bekannt. Wenn sich in früheren Zeiten zwei junge Menschen verloben wollten, so gingen sie zu dieser Stelle auf einsamer, weithin blickender Bergeshöhe und gaben sich dort das Jawort zum Lebensbunde. Das wissen noch heute alte Leute in Wörderfeld aus ihrer eigenen Jugendzeit, und darum ist ihnen der Ort heilig und ehrwürdig.

Als der Sabbenhäuser Förster die auf Adams Grab stehenden Bäume fällen wollte, weigerten sich die Leute, das zu tun, und so blieben sie erhalten.

Wenn es noch irgendeines Beweises dafür bedarf, daß die genannte Wallanlage auf dem Klosterberge nicht Befestigungs-, sondern religiösen Zwecken gedient hat, so ist es nicht nur der genannte Brauch, sondern auch das Verhalten der Leute.

Daß eine engere Verbindung zwischen alten Burg- und ähnlichen Anlagen und dem inneren, hier religiös-sittlichen Leben des Menschen besteht, zeigt ferner eine Sage, die der bekannte Märchenforscher Ludwig Bechstein in seinem Thüringer Sagenbuche (II, 252) erzählt. Ein armes Brautpaar hatte nichts, um seine Hochzeitsfeier auszugestalten. Auf sein Glück vertrauend, ging es in den Kyffhäuser, der ja durch seine Ruine und Höhen in der Sage eine Rolle spielt, um dort bei der „Prinzessin" Schüsseln und Teller für den Hochzeitsschmaus zu leihen. Das Paar wurde herzlich empfangen, kurzweilig und reich bewirtet und kam dann — 200 Jahre später — wieder ans Licht der Sonne. Die „Prinzessin" ist hier niemand anders als die Göttin Freya, zu der sich die Verlobten germanischer Zeit, Segen erflehend, nahten.

In Schlesien gibt es eine Sage, nach der die „Weiße Frau", ebenfalls eine Gestalt der Freya, in einer Ruine, also auch einer vorgeschichtlichen oder doch alten Stätte, einer Braut erscheint. Es ist das „Fräulein von Karpenstein", das einst ihren unschuldigen Geliebten aus Eifersucht erstach. Es wurde dafür in den Berg bzw. die Ruine verbannt und findet keine Ruhe. Alle hundert Jahre erscheint es, und zwar ausgerechnet einer Braut. Je nachdem es in prunkvoller oder in ärmlicher Kleidung auftritt, bedeutet sein Erscheinen für die Braut und ihre Ehe Glück oder Unglück (vgl. Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, III, 1: Schlesische Sagen, von Kühnau, 233 f.). Dadurch, daß das Fräulein einer Braut erscheint, darf man schließen, daß die Bräute, mit oder ohne Bräutigam, die alte Stätte aufzusuchen pflegten. Wenn die Überlieferung auch nicht immer so deutlich ist, wie in der Sage von Adams Grab, so handelt es sich im Grunde doch immer um die religiöse Verbindung der alten Anlage mit dem Erflehen des Segens für die Lebensgemeinschaft, also um die unbewußte Ausübung alter Gewohnheit und altüberlieferter Anschauung.

Wo gibt es ähnliche Sagen, Bräuche und Überlieferungen?

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.



Der Barsberg, ein unbekannter Ringwall der Eifel. Über diesen Ringwall bei dem Dörfchen Gelenberg (nicht weit von Boxberg an der Provinzialstraße Kelberg—Dockweiler—Daun) berichtet kurz Löhr, Gelenberg, im Septemberheft der Zeitschrift „Die Eifel". Leider ist dem Bericht keine Planskizze beigegeben. Verf. betrachtet den Ringwall fast nur vom militärischen Gesichtspunkt aus. Am Fuße des Berges seien zahlreiche Hügelgräber in einer gewissen regelmäßigen Anordnung angelegt. Einige seien 1891 geöffnet worden und hätten Beigaben aus römischer Zeit enthalten. Wenn uns auch die Überwertung des militärischen Gesichtspunktes einseitig erscheint: in dem Schlußsatz geben wir dem Verfasser durchaus recht: „Nicht Ring-

wälle bester Art allein können ein Volk vor dem Untergang bewahren, sondern nur gestützt auf den ewig quellenden Strom seiner Volkskraft kann sich Volk und Rasse erhalten."

Die Bücherwaage

Wirth, Herman, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** 12. Lieferung. Verlag Koehler & Amelang in Leipzig.

Das 25. Hauptstück des großen Werkes von Herman Wirth, dessen Wiedererscheinen wir freudig begrüßen, behandelt ein weit verbreitetes Motiv, das insbesondere im germanischen Denken seine Spuren bis heute zeichnet: Die Mutter Erde, die Allernährerin. Bis an die Grenze der geschichtlichen Zeit ist sie uns als die Mutter Erke des angelsächsischen Flursegens vertraut geworden; aber noch in dem, was die Kirche als sogenannten Madonnenkult dem germanischen Vorstellungs- und Empfindungsleben entnommen hat, steckt viel von dem uralten Gedankengut. Wenn die indianischen Grabstelen noch die „Dag"-Rune, die Rune der Doppelaxt aufweisen, so stimmen sie in diesem Zeichen der Mutter Erde überein mit manchem Grabstein des Mittelalters und der jüngeren Neuzeit, die dasselbe Zeichen häufig in der Verbindung mit der aufgerichteten und eckig geschriebenen Odil-Rune als sogenannte Hausmarke zeigen. Daß dieses auf Hausmarken häufige Zeichen, das wie eine 4 aussieht, tatsächlich nichts anderes als die Rune Odil = ᛟ ist, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß die Zahl 4 selbst noch in spätmittelalterlichen Handschriften als γ geschrieben wird; so in einer mir vorliegenden Soester Handschrift von 1481. Bemerkenswert ist dabei, daß schon die Bernsteinanhänger von Schwarzort, die unser ältestes Runendenkmal darstellen, diese Rune in eckiger Schreibung aufweisen, und zugleich eine geometrisch stilisierte Darstellung der Mutter Erde mit den Händen unter den Brüsten und der Halskette. Die letztere ist noch in der germanischen Mythologie und Sage ein Abzeichen der höchsten Königin, sowohl der Götterkönigin, der „Halsbandfrohen" (Menglöd), wie auch der Gemahlin des irdischen Königs. Woher die griechische Vorstellung von der Allmutter (Pammeteira) gekommen ist, zeigen die paläolithischen Elfenbeinstatuetten von Irkutsk, die dem Aurignacien angehören, und die aus demselben Ausstrahlungsgebiet des Thulekreises bis nach Alaska gekommen sind, wie der Torso von Punuk Island. Die Linie verläuft wiederum klar erkennbar bis nach Mexiko.

Wichtig sind in diesem Zusammenhange die verbreiteten Mythen von der Geburt des Menschen aus dem Baume, die wir in der Überlieferung des Bahau-Dajak wiederfinden. Danach hätten sich Mann und Frau vom Himmel auf dem Baum niedergelassen, und aus dem Schwertgriff des Mannes und dem Webschiffchen der Frau sei das erste menschliche Wesen entstanden. Man möchte dabei an das Schwert Sigurds denken, das im Weltbaume sitzt, aber auch an die eisenzeitlichen Antennenschwerter, die eine männliche Gestalt mit aufwärts gehaltenen Armen nud abwärts gerichteten Beinen zeigen. Auch die Spindel spielt in der ganzen Überlieferung bis in unser Brünhild- und Dornröschenmärchen eine Rolle; das Palladium von Troja zeigt die Athene mit der Lanze in der rechten, mit Spindel und Rocken in der linken Hand.

Das Schlangenmotiv spielt hier nicht nur in die mexikanische Überlieferung hinein. Wenn eine römische Münze eine weibliche Figur vor einer aufgerichteten, Flammen in Y-Form speienden Schlange zeigt, so ist das motivisch genau dasselbe, wie die Schlange mit den drei Blättern im Maule, die in unserem Märchen als die Erweckerin vom Tode in der Grabkammer (!) auftritt. Die karthagische Tanit hat aus vorsemitischer Überlieferung zweifellos den wesentlichsten Symbolgehalt übernommen (S. 582). Wenn eine punische Votivstele aus Karthago die Brust der Tanit zeigt, aus der das achtspeichige Jahresrad hervorgeht, so haben wir hier ein frühes Zeugnis für das weitverbreitete Motiv, das in christlicher Zeit in unserer Katharinenlegende zusammengeflossen ist, zu der ja nordische und altnordische Elemente des Mittelmeerkreises so viel beigesteuert haben, daß eine ganze legendäre Heiligengestalt daraus entstehen konnte, die vermutlich niemals wirklich gelebt hat.

Das 26. Hauptstück untersucht ein verbreitetes, in seiner eigentlichen Bedeutung bisher kaum richtig erkanntes Motiv: das Zeichen der Mutter Erde, in dessen gitterförmiger Gestalt Wirth das Sinnbild des gefurchten Ackerbeetes erkennen will. Auch hier sind wieder weite Zusammenhänge von der sumerisch-akkadischen Schrift her bis nach Ägypten und bis jenseits des Atlantik zu erkennen. Beachtenswert ist in hohem Maße, daß dies Ideogramm in einer Dagsmark-Darstellung an der Kirche zu Aldborough vorkommt, die zur Zeit Edwards des Bekenners vom Jarl Ulf angelegt worden ist. Hier steht unten, im Süden, die Axt als Zeichen der Jahresspaltung, genau wie auf der Felszeichnung von Fossum 3000 Jahre früher; rechts davon, im vorwintersonnenwendlichen Teile, steht das genannte Zeichen der Mutter Erde (S. 589).

Der III. Hauptteil führt die Bezeichnung „Der Gottessohn" und behandelt das dritte große Hauptmotiv des alten Nordglaubens: den Sohn Gottes als Erscheinung des Unsichtbaren in der sichtbaren Welt, wie es die Verbildlichung der sinnbildlichen Jahresschreibung in mancherlei Motiven erkennen läßt. Die zwiefache Armhaltung des Gottessohnes, ein noch in unserem Volksbrauch sichtbar werdendes Motiv, ist der Gegenstand des 27. Hauptstückes (S. 593). Es geht hier zunächst um die vielumstrittene Frage der ältesten religiösen Vorstellung; wobei die noch tief im aufklärerischen Materialismus wurzelnde Auffassung vom Primat des „primitiven Dämonenglaubens" kaum mehr ernst genommen zu werden verdient, seitdem wir die rassische Bedingtheit auch und gerade geistiger Vorstellungen kennen. Wirth vertritt im allgemeinen die Auffassung von Wilhelm Schmidt, Andrew Lang, Paul Radin u. a., die einen Urmonotheismus annehmen (der allerdings von dem als „Monolatrie" bezeichneten jüdischen Monotheismus grundsätzlich zu trennen ist), der dann zwischen dem unsichtbaren höchsten Wesen und der Menschheit einen „Mittler" einschaltet, der als „Kulturheros" oder als „Heilbringer" oder ähnlich bezeichnet zu werden pflegt. Von diesem haben viele Göttergestalten etwas angenommen; für uns am wichtigsten ist dabei der von Tacitus überlieferte germanische Twisto, der schon in seinem Namen als der „Zwiefache", der Obere und der Untere zu erkennen ist. In der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Richtungen und ihren Hauptvertretern kommt Wirth zu programmatisch äußerst wichtigen Formulierungen. So über das Verhältnis von Mythe und Symbol, das ja für seine ganzen Forschungen von grundlegender Wichtigkeit ist, von gegnerischer Seite aber anscheinend noch immer nicht in der richtigen Fragestellung erkannt wird (S. 596): „Die Mythe ist die Exegese des Symbols in endlosen Wechselformen, die örtlich, zeitlich und rassisch bedingt sind und abgewandelt werden... Wer also den Ursprung der Mythen ergründen möchte, der muß an erster Stelle die älteste schriftliche Urkunde derselben erschließen und ergründen: das Symbol, das Sinnbild!"

Diese These enthält das grundsätzlich Neue, das Wirth in die Forschung eingeführt hat, und das sich durch keinerlei pseudowissenschaftliches Scherbengericht und durch keinen Uralindastreit aus der Diskussion wieder entfernen lassen kann. Man sollte endlich einmal mit derselben klaren Formulierung und Fragestellung an diese eine Grundfrage herangehen und sie kritisch würdigen — oder man soll über den ganzen Fall Herman Wirth überhaupt schweigen.

Zu beachten ist auch die Begriffsbestimmung: „Der Heilbringer ist die begriffliche Fassung der sichtbar gewordenen Offenbarung des Höchsten Wesens, des Weltengeistes in Zeit und Raum; als solcher ist er das ‚Gotteskind' und verkörpert sich sinnbildlich sowohl im Raume, im Weltenbild, wie in der Zeit, im kosmischen Umlauf, dem Jahr, wie es durch den Sonnenlauf geregelt ist."

Hier scheint der Ursprung des Gedankens zu liegen, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist: die Darstellung des Menschen mit den erhobenen und gesenkten Armen ist die Verbildlichung der Jahreslaufsymbolik, auch hier wieder zeigt sich Übereinstimmung von Neu-Mexiko über den Sahara-Atlas bis Oberägypten und Kreta; aber auch die schon erwähnten nordeuropäischen Antennenschwerter gehören in dieselbe Reihe. Wenn der Steinkreis als Markierung des Jahreslaufes zum Sinnbild der Welt wird, worüber wir schon wiederholt gesprochen haben, so erklärt sich auch, daß der Mensch aus dem heiligen Stein hervorgeht, oder daß das griechische Laos tatsächlich Stein und Mensch bezeichnet. Etwas Derartiges ist nur aus der Kultsymbolik zu erklären: noch die Schildburg, die im Mittelalter von den Gefolgsleuten um den „Druchtin" gebildet wird, ist nichts anderes als eine Wiederholung des uralten Motives; und die 6, 8 oder 12 Gefolgsleute um den Siebten, Neunten oder Dreizehnten sind noch in Sage und Märchen ein häufig wiederkehrendes Leitbild.

Wer noch an dem alten Gedanken der Sonnenbezogenheit des Menschen zweifelt, der sollte sich endlich überzeugen lassen durch einen Fund, den wir vor zwei Jahren

im Museum zu Bremen machen konnten: es ist eine bronzene Grabbeigabe einer eisenzeitlichen Leichenbrandurne aus dem unteren Wesergebiet in der Form eines senkrecht geteilten Kreises, dessen Achse oben in einem menschlichen Kopf, unten in einer anscheinend abgebrochenen Verlängerung ausläuft. Es ist eine genaue Wiedergabe der Rune Sol, ins Menschliche verbildlicht; also ein Grenzfall zwischen abstrakter Symbolik und Verbildlichung. Ohne Zweifel drückt das den an den Sonnenlauf geknüpften Wiedergeburtsglauben aus; sinnbildgeschichtlich ist das Stück der unmittelbare Ahnherr unseres Kultgebäckes, das als sogenannter „Nikolaus" mit rund in die Seite gestemmten Armen dargestellt wird. Wir verstehen jetzt, was es bedeutet, wenn noch im Beowulf dem toten Helden „Sonnen" mit ins Grab gegeben werden: es handelt sich um nichts anderes als um die Rune Sol selbst in ihrer abstrakt-bildhaften Form.

Mexiko, Kalifornien und Afrika zeigen in weitem Umfange die Entsprechungen; auch hier läßt sich die Übereinstimmung zwischen geistiger und bildhafter Überlieferung an mehr als einem Beispiel nachweisen. Was hier wieder als grundsätzliches Umdenken festgehalten werden muß, ist die Erkenntnis, daß alles, was die Mythendeuter bisher von „theriomorphen" Gottheiten gelehrt haben, nun wirklich in das Reich der gelehrten Sagenbildung zu verweisen ist; es wird ganz deutlich, daß das Tier entweder erst auf dem Umwege über das Sternbild „theophor" wird, oder aber durch eine ihm eigentümliche Haltung, in der man eine Entsprechung mit der Jahressymbolik wiederfand. Den „Totemismus", den wir frisch und fröhlich aus der Küche exotischer Völker als die eigentliche Grundlage unseres religiösen Denkens serviert bekommen haben, sollte man nun wirklich endlich als eine Verfallsstufe und nicht mehr als einen Ursprung begreifen.

Daß der Vorjulmonat, der sogenannte Odinsmonat, seinen Namen von dem Kalenderzeichen Od (odil), das an dieser Stelle steht, bekommen habe, muß allerdings stark bezweifelt werden. Odin ist zweifellos eine ganz lautgerechte nordische Entwicklungsform von Wodin und kann mit Od nicht ohne weiteres in Verbindung gebracht werden.

Ein ganz schlagendes Beispiel für die Darstellung der aufsteigenden und absteigenden Jahreshälfte unter dem Bilde des Mannes mit erhobenen und gesenkten Armen liefert der schwedische Runenstabkalender von 1687. Die eine Seite des Stabes, die den Anstieg von der Winterwende bis zur Sonnenwende enthält, zeigt die abstrakt-lineare Darstellung der erhobenen Arme, die absteigende Hälfte von der Sommerwende zur Winterwende die umgekehrte Gestalt. Übrigens zeigt dieselbe Stelle eine Art von Hügel mit drei Mannrunen darauf; als Sommersonnenwendbrauch ist die Mittsommerstange in Gestalt der Mannrune in Schleswig noch heute erhalten — auch hier wieder eine greifbare Übereinstimmung zwischen Sinnbild und Wirklichkeit.

Der „Zwiefache", das allgemeine religiöse Motiv des im Jahreslaufe doppelt erscheinenden Gottes, ist der Gegenstand des 28. Hauptstückes. Eine Fülle verschiedener Darstellungen in allen nordisch beeinflußten Kulturen spiegelt denselben Gedanken wider: der Mensch mit zwei gehobenen und gesenkten Armen, mit einem gehobenen und einem gesenkten Arm, wie wir ihn in dem Männchen von Oechsen kennen, und auch die Wechselform, die von der Kirche in Hirsau bekannt ist. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist hier nun die sagengeschichtliche Entwicklung des „Tvimadr", der sich in zwei Einzelmenschen gespalten hat und nun als das Bruderpaar auftritt, das sich auf das Haar gleicht, von dem der eine den anderen tötet und ihn nachher doch wieder lebendig macht. Einen großen Teil dieses Komplexes hat Otto Huth in seinem Janus behandelt. Die indianischen Märchen zeigen auch hier wieder ganz überraschende Übereinstimmung; die bisher übliche Deutung behalf sich da mit der Etikette „Wandermotiv", während man bei anderen Dingen lieber etwas anderes, nämlich die „ethnographische Parallele" bemühte. Sinn kann man in solche Übereinstimmungen natürlich erst dann hineinbringen, wenn man den Ursprung ermittelt hat. Und das ist hier von Wirth doch in einem bisher nicht gekannten Umfange wenigstens versucht worden. Die bekannte Sage von dem „Schwarzen" und dem „Weißen", die sich gegenseitig bekämpfen, töten oder wiedererwecken, gehört natürlich in denselben Bereich. Eremita.

O t t o H ö f l e r, **Kultische Geheimbünde der Germanen.** 1. Band, 357 Seiten, Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg. Brosch. 10 RM., geb. 12 RM.

Dies Werk Höflers, die Frucht jahrelanger gewissenhafter Forschung, ist die bei weitem wichtigste Neuerscheinung auf dem Gebiete der germanischen Religionsforschung in letzter Zeit. Höfler gelingt der Nachweis, daß kriegerische Kultbünde germanischer Herkunft die ganze deutsche Geschichte hindurch in wechselnder Form bestanden haben. Seine Arbeit berührt sich vielfach mit der seines Freundes Richard Wolfram über Schwerttanz und Männerbund, die wir im Märzheft, Seite 92, ankündigten. Höfler, der Dozent an der Universität Wien und Lektor an der Universität Upsala ist, und Wolram, der Lektor an der Universität Wien ist, sind Schüler des Wiener Germanisten Rudolf Much. Über den Inhalt des Werkes, das in seinem ersten Teile die These beweist, daß die Sagen von der wilden Jagd wesentlich Spiegelungen von bündischen Kulten sind, werden wir unsere Leser in einem Aufsatze unterrichten. Dr. Otto Huth.



Zur geistigen Kultur der Germanen

J. H o p m a n n, **Methodisches zur vorgeschichtlichen Sternkunde.** Mannus. 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1934, Verlag Kabitzsch, Leipzig. Die umfassende und sehr eingehende Arbeit des Leipziger Astronomen behandelt die astronomische Deutung von Stonehenge, den heiligen Linien Ostfrieslands, der Detmolder Gegend mit den Externsteinen und Haus Gierkes. Verfasser hat sich ursprünglich gegen die Deutung Teudts ausgesprochen. Inzwischen hat er sich selbst eingehend an Ort und Stelle mit diesen Fragen befaßt und faßt das Ergebnis in der Vorbemerkung wie folgt zusammen: 1. Die Richtigkeit der astronomischen Ortung bei Stonehenge vorausgesetzt, ergibt sich als spätester Zeitpunkt der Errichtung —1500. Die Wahrscheinlichkeit spricht in sehr hohem Maße zugunsten der Ortungslehre. 2. Das System der „Heiligen Linien" in der Detmolder Gegend läßt sich vorläufig schwer halten. Dagegen liegen die Dinge in Ostfriesland außerordentlich günstig. Die Nachprüfung der Berechnungen Röhrigs ergab sogar eine wesentlich genauere Ortung. 3. Nach Neuvermessung und eingehender Berechnung ergab sich für Haus Gierke eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit. Es wurden neue Gesichtspunkte, u. a. der Quellenhügel, in die Untersuchung mit einbezogen, und es konnten Ortungsmarken für die acht auffallendsten Sterne, und zwar für die Zeit von —700 bis —600 festgestellt werden. Beachtenswert ist, daß in fünf Fällen die georteten Sterne zugleich Ankündiger der Sommer- und Wintersonnenwende sind und daß in weiteren vier Fällen die Möglichkeit der Ankündigung von im bäuerlichen Leben wichtigen Kalenderdaten vorliegt. — Die vorliegende Arbeit behandelt zunächst die Untersuchungen über Haus Gierke; die Arbeiten über die anderen Stellen werden folgen. Für Haus Gierke verlangt Verfasser nunmehr eingehende Untersuchung durch die Spatenforschung, die der mathematisch und astronomisch gewonnenen Wahrscheinlichkeit erst Wirklichkeit verleihen kann. Für alle ähnlichen Fälle aber fordert er mit Recht, daß strengste Verfahren angewendet werden, um die Frage der Ortung einwandfrei zu klären. / R o l f M ü l l e r, **Zur Frage der astronomischen Bedeutung der Steinsetzung von Odry.** Ebenda. Die schon mehrfach untersuchte Steinsetzung von Odry in der Tucheler Heide im abgetrennten Westpreußen ist vom Verfasser neu vermessen und astronomisch untersucht worden. Es ergab sich, daß eine Linie auf den Aufgangspunkt der Sommersonnenwende, eine zweite auf den der Wintersonnenwende ausgerichtet ist. Die Nord-Süd-Richtung ist ebenfalls festgelegt. Eine dritte Linie ließ Sternortung vermuten. Stephan hatte sie seinerzeit auf den Stern Capella gedeutet, was eine Alterbestimmung der Anlage auf rund 1800 v. Chr. ergeben würde. Verfasser entscheidet sich für Arktur, das entspricht einer Errichtungszeit von etwa 480 v. Chr. Bei der Ausgrabung waren die Gräber in und bei den Steinkreisen seinerzeit als gotisch festgestellt worden. Vermutlich haben die Goten hier ein altes Sonnenheiligtum als Friedhof benutzt. D e r s e l b e V e r f a s s e r bringt eine zusammenfassende Darstellung unter **Die astronomische Bedeutung der Steinkreise von Odry,** in Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 13, 1935. / E c k h a r d U n g e r, **Das sumerische Hakenkreuz als Wirbelsturm.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 12, 1935. Zur Frage des Hakenkreuzes sei auf diesen Aufsatz verwiesen, der erstmalig über die Verwendung des Hakenkreuzes bei den Sumerern berichtet. Beide Denkmäler sind auf 3200 v. Chr. datiert. Das eine Hakenkreuz besteht aus vier Flügeln, beim anderen drehen sich vier Göttinnen im Wirbel umeinander. Beim ersten ist die Windsymbolik eindeutig, beim zweiten wird sie noch durch den Text bestätigt. Der „Vierwind" ist überdies auch sprachlich belegt. Das Haken-

kreuz bedeutet hier also den Wirbelsturm. Die Linksdrehung entspricht der Drehungsrichtung der Wirbelstürme auf der nördlichen Halbkugel. Verfasser erinnert daran, daß auch auf germanischem Gebiet das Hakenkreuz zuweilen in Verbindung mit Darstellungen vorkommt, die Beziehungen zum Winde haben, so Vogelköpfe u. dgl.

Kelten und Preußen

Otto Reche, **Die Rasse der Kelten.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 11, 1935. Von den antiken Schriftstellern werden die Kelten einheitlich als der nordischen Rasse zugehörig beschrieben, wenn sie auf ihren weiten Wanderungen selbstverständlich auch früh Vermischungen eingegangen sind. Die Heimat der Kelten ist unzweifelhaft das südliche, insbesondere südwestliche Deutschland, wo sie zunächst die noch ungeteilte Gruppe der Italokelten gebildet haben. Etwa um 2000 v. Chr. beginnen die ersten Wanderungen nach Italien, gegen 1100 dürften die letzten Italiker südwärts gezogen sein. Die große Wanderzeit der Kelten selbst ist die Latènezeit, wo sie eine erhebliche Ausdehnung gewonnen haben, allerdings um in wenigen Jahrhunderten rassisch schon erheblich zu versickern. Die Länder, die sich heute so gern als keltisch bezeichnen, etwa Frankreich, waren Kolonie, nicht Heimat der Kelten. Der Skelettbefund in den keltischen Gräberfeldern ist durchaus nicht immer einheitlich. Das findet seine Erklärung in der Tatsache, daß die Kelten häufig als dünne Herrenschicht über einer ganz andersrassigen Unterschicht saßen, die gleichfalls in diesen Gräberfeldern bestattet ist. / Martin Hell, **Keltische Töpferzeichen.** Ebenda Nr. 14. Im südlichen Mitteleuropa finden sich in spätkeltischer Zeit häufig Gefäße einer bestimmten Gattung, die auf der Unterseite des Bodens Zeichen tragen, am häufigsten in Form einer dreizinkigen Gabel. Die Zeichen sind in den weichen Ton geritzt, dürfen also als Töpferzeichen gewertet werden, wobei zweifelhaft bleibt, ob sie magische Bedeutung haben oder die Signatur des Verfertigers darstellen. / Werner Neugebauer, **Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde, Kr. Elbing.** Altschlesien, Bd. 5, 1934. Hier wurde beim Chausseebau eine altpreußische Begräbnisstätte entdeckt, die der Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert angehört. Drei große ostpreußische Kulturkreise sind nunmehr dank fortschreitender Erforschung deutlich erkennbar: der samländisch-natangische, der masurische und der memelländische. Der samländisch-natangische Kreis hebt sich schon in der älteren römischen Kaiserzeit deutlich von der gotischen Weichselmündungskultur ab. Seine Träger sind baltische Stämme, die Aisten des Tacitus, die Vorfahren der Preußen. Nachdem Goten und Gepiden abgerückt sind, schiebt sich dieser Kreis, vermutlich unter germanischer Oberschicht, nach Westen vor, erst bis zur Passarge, dann bis zu den Elbinger Höhen. Dieser Zeit gehört der neue Gräberfund an. Erst in der jüngsten heidnischen Zeit, vor Ankunft des Ordens, greifen preußische Siedlungen auch auf das westliche Weichselufer hinüber. — Bei Conradswalde befindet sich außerdem ein preußischer Burgwall und in der Gemeindesandgrube fanden sich gleichzeitige Siedlungsspuren. Offenbar sind hier also Siedlung, Burg und Friedhof des preußischen Dorfes entdeckt worden, an dessen Stelle 1308 das Dorf Conradswalde vom Orden gegründet wurde.

Hertha Schemmel.



Bericht der 8. Tagung in Detmold, 11.–14. Brachet 1935

Es war eine Freude, neben den alten Getreuen eine große Zahl neuer Freunde zur Tagung begrüßen zu können. Von Beginn bis zum Ende ließen alle durch die gleiche völkische Blickrichtung eine schöne Gemeinsamkeit aufkommen, die zum vollen Gelingen der Tagung beigetragen hat.

Im einzelnen sei berichtet:

Am Dienstagabend (11. 6.) eröffnete Oberst a. D. Wasserfall namens des Vorsitzenden, Oberstleutnant a. D. Platz mit herzlichen Willkommensworten die Tagung und wies auf den nun vollzogenen Anschluß der Vereinigung an den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte hin, worin zugleich eine Anerkennung unserer Detmolder Arbeit liege. Dir. W. Teudt, von allen freudig begrüßt, berichtete zunächst von dem — unseren Lesern ja bekannten — Ergebnis der Arbeiten um und an den Externsteinen und den

Befehdungen, die aus dem protestantischen und katholischen Lager gegen unsere völkische Arbeit gerichtet werden. — Die Externsteine in ihrer Bedeutung zu entschleiern, und die Umgebung ihrer würdig zu gestalten, geht auf einen Entschluß vom Lenzing 1934 zurück. Schon damals wurde als zweiter Schritt für die germanenkundliche Arbeit beschlossen, eine „Pflegstätte für Germanenkunde" in Detmold zu schaffen. Die Gründung ist zwar jetzt vollzogen, aber Mangel an Geldmitteln hält die Erfüllung der mannigfachen Pläne noch zurück. Tatkräftige Hilfe tut not. Die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der Pflegstätte ist dreifach: wissenschaftlich, weil eine Einrichtung nötig ist, die sowohl der Lehre als auch der Forschung dienend, alle an der Germanenkunde beteiligten Fächer der Wissenschaft zusamenzufassen und somit das Werk der Entschleierung unserer Frühzeit zu beschleunigen erlaubt. Lehrgänge, auf verschiedene Bedürfnisse abgestimmt, sind abzuhalten, Archiv und Schausammlung anzulegen. — Der besondere Reichtum des Lipper Landes an Weihestätten gewährt die örtliche Rechtfertigung. Dazu tritt die völkische, da neben der politischen nationalsozialistischen Schulung die seelische Stärkung notwendig ist. Die Aufgabe heißt deshalb: Bewußtmachen der Quellen unserer Eigenkultur, denn was wir nicht kennen, können wir nicht achten und lieben. — Zur Freude aller Anwesenden griff der Bürgermeister Keller, Detmold, den Aufruf von Wilhelm Teudt auf und erkannte seine großen Verdienste um die in Detmold geleistete, für unsere Volkserhaltung wichtige Arbeit an; er versprach, nach Kräften zu helfen, um der „Pflegstätte für Germanenkunde" in Detmold eine Pflegstätte zu schaffen. — Oberregierungsrat Dr. Oppermann war leider am Erscheinen verhindert. Er ließ jedoch im Namen des Staatsministers Riecke und im eigenen Grüße und Wünsche zur Tagung als Ausdruck seiner Teilnahme übermitteln.

Der nächste Morgen (Mittwoch, 12. 6.) führte zu den Externsteinen. Die fertiggestellte Straße von Holzhausen, der Beginn der Teichanlage an neuer Stelle, die vom Übermaß der Bewachsung befreiten Steine selbst wie das große Grabungsfeld waren den meisten neu. Die einzigartige Schönheit und Bedeutung dieses besonderen germanischen Heiligtums, das unter sachkundiger Führung in einzelnen Gruppen besichtigt wurde, beeindruckte auch jene, die den Ort kannten. — Der starke Straßenverkehr störte ungemein. Wir dürfen ja aber hoffen, daß er bis zur nächsten Tagung von dieser Weihestätte ferngehalten sein wird. — Univ.-Prof. Andree, Münster, erläuterte das Grabungsgelände. Herr Fricke, jetzt amtlich mit dem Führungsdienst an den Externsteinen betraut, machte auf Mörtelspuren aufmerksam, die die Mauer der Festungszeit mit Felsblöcken vor dem Felsen 3 verband, als Beweis, daß jene Felsblöcke entgegen anderslautenden Behauptungen also schon im 17. Jahrhundert an ihrem heutigen Platze lagen (und wir vermuten, seit ihrer Zerstörung).

Bei dem gemeinsamen Mittagessen im Gasthaus Ulrich an den Externsteinen berichtete Oberfeldmeister Wolterstorff, Dessau, Referent für Vorgeschichte im Arbeitsdienst Gau Magdeburg-Halle, wie der Arbeitsdienst planmäßig in den Dienst der Wissenschaft eingestellt ist. Ein Kulturarchiv, daß die Veränderung der Landschaft durch den Arbeitsdienst aufzeigt, andererseits aber auch die getätigten Vorgeschichtsfunde birgt, umreißt seine heutige Tätigkeit.

Die Fahrt ging über die Kohlstedter Heidenkirche; in der prächtigen „Feststraße", auf dem Quellhügel im „Sternhof" und am „Dreihügelheiligtum" wurde erläutert, alle den „Germanien"-Lesern bekannte Einzelheiten in Augenschein genommen und auf die letzten Forschungsergebnisse, besonders von Prof. Hopmann, Leipzig, hingewiesen. Daß eine gleiche Kampfbahn wie in diesem Ostara-Heiligtum durch die Arbeit unserer Vereinigung in Alt-Upsala entdeckt worden ist, war manchem besonders wichtig.

Nach einer Kaffeepause im Gasthaus Hunecke sprach Dr. Huth, Bonn, im Hinblick auf die Kampfbahn im Langelau über „Die kultischen Roßrennen der Germanen". Lehrer Fritz Wilms, Gelsenkirchen, hat allein in Westfalen bereits zehn solcher Anlagen feststellen können. Sie liegen in wasserreichen Gegenden und enthalten Gräber. Ortsnamen mit der Silbe „Roß" deuten auf diese Rennbahnen hin. Die Bedeutung des Reitens, führte Dr. Huth aus, hängt mit dem indogermanischen Totenkult zusammen. Im Germanischen (z. B. Umreiten eines Grabes im „Beowulf"), im Griechischen (Wagen- und Pferderennen zu Patroklus Tod), sowie im Italischen und Keltischen ist es nachweisbar. Das Ei, als Sinnbild des Jahreskreises, des Werdens und Vergehens spielte bei diesen kultischen Reiten eine Rolle. Z. B. wurde nach römischen Berichten bei Pferderennen ein Ei von einem Mann zu Fuß aufgenommen und ans Ziel getragen. Daraus entstandene Eispiele haben sich in unserem Volkstum erhalten. Das Umreiten der Gräber von Führern klingt noch im heutigen „Stephansrennen" am 26. Jul nach (Stephan, der Beschützer

des Rosses). Im Germanischen ist die kultische Bedeutung der Um- und Wettritte noch vertieft und ein Zusammenhang mit der Wintersonnenwende im Volksbrauch nachweisbar.

Nach Besichtigung der Weihestätten führte der Weg durch das schöne Lipperland weiter über das Sennegestüt Lopshorn, durch das Naturschutzgebiet, zurück nach Detmold.

Am Abend hatte Prof. Dr. Hans *Reinerth*, Berlin, das Wort zu einem Lichtbildervortrag „Süddeutsche Pfahlbauten als Zeichen nordischer Kulturhöhe". Es war unserer Vereinigung eine besondere Freude, von Prof. Reinerth, dem Leiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, dem wir jetzt körperschaftlich angehören, Bericht über seine schwierigen Pfahlbautenforschungen zu erhalten.

Er begann seine klaren und bis zuletzt ungemein fesselnden Ausführungen mit dem Hinweis, daß das Wissen um den Ausgriff der nordisch-indogermanischen Rasse für alles politische und geistesgeschichtliche Verstehen notwendig ist. Die nordisch-indogermanische Landnahme erfolgte 2000 Jahre vor der Zeitwende in fünf großen Zügen (auf unseren heutigen Alpenpässen (!) nach Oberitalien, über die Donau nach dem Balkan, nördlich der Karpathen nach Indien, nach Finnland und nach Rußland); sie wiederholte sich in der germanischen Völkerwanderung. Das Blut dieser nordrassischen Völker schweißt Nord- und Süddeutschland zu einer unbedingten Einheit zusammen. Wenn Gustaf Kossinna die indogermanische Grundlage für die nordischen Länder bewies, so ist diese durch die Forschungen Prof. Hans Reinerths für Süddeutschland und die Schweiz festgestellt. Die auf wissenschaftlich einwandfreiem Wege erworbenen Kenntnisse von dem Ausgriff der nordischen Indogermanen nach Süddeutschland und der Schweiz und Oberitalien stellen die Behauptungen bestimmter Kreise, die einen Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland — zwischen Pfahlbau und Hünengrab (vgl. Merkenschlager) — konstruieren wollen, außerhalb jeglicher Diskussion.

Die süddeutschen Pfahlbauten sind ein untrennbarer Teil des nordischen Kulturbildes. Mehr als 700 solcher Ansiedlungen sind bereits bekannt. Die darin zutage geförderten Gegenstände gehören der Jüngeren Steinzeit und Bronzezeit an. Die von Ferdinand Keller vertretene Ansicht, daß die Häuser jener Ansiedlungen zum Schutze gegen Feinde und wilde Tiere ins Wasser gebaut seien, ferner die Annahme von Rundhütten in der Art der südseeischen sind falsch, aber leider in vielen Schulbüchern zu finden. Zutreffend ist die frühere Meinung (Pfahlbauten sind schon im 17. Jahrhundert erwähnt), daß es sich bei den Pfahlbauten um *Ufersiedlungen* handelt, die dann später vom Wasser bedeckt wurden. Im Jahre 1913 sind die in den Pfahlbauten gefundenen Gegenstände von Alfred Schlitz als ausschließlich nordisch-germanisch bestimmt worden und die weitere Forschung von Prof. Reinerth auf diesem Gebiete (seit 1920) ergab, daß die Wege jener nordisch-indogermanischen Kultur über die Schweiz nach Italien an Hand der Funde Ort für Ort verfolgt werden können.

Es erhebt sich die Frage, ob man einen Pfahlbau, ja, ein Dorf jener Zeit einwandfrei in seinem Aufbau heute erkennen kann? Die Forschungen von Prof. Reinerth haben es ermöglicht. Mit die wichtigsten Pfahlbaugebiete finden sich im Federseemoor in Oberschwaben, am Bodensee, und zwar in dessen nordwestlichem Teil, dem Überlinger See und vielen Schweizer Seen (u. a. Zürcher See, Vierwaldstätter See) und Moorgebieten. Waren die früheren Funde nur gelegentlich gemacht und unplanmäßig ausgegraben, so wurde unter Prof. Reinerths Leitung in Sipplingen am Bodensee ein etwa 100 m vom Ufer seewärts gelegenes Pfahldorf ausgegraben. Seine Reste waren, da sie von 2,5 bis 3,5 m Wasser bedeckt lagen, völlig ungestört. Die Ausgrabung, die sich wegen der Schneeschmelze auf die Monate März und April beschränken mußte, ging folgendermaßen vor sich: An der Stelle, an der sich durch das Wasser hindurch die Pfahlreste erkennen ließen, wurde eine Fläche von 500 qm durch eiserne Larsendielen und Spundwände abgegrenzt. Der so entstandene Kasten wurde leer gepumpt und die Aufdeckung konnte auf trockenem Boden 3 m unter dem Seespiegel vor sich gehen.

Die Ausgrabungen im Pfahldorf Sipplingen und im oberschwäbischen Federseemoor ergeben gemeinsam folgendes Bild indogermanischer Siedlungsanlagen und Hausbauten. Die am Uferrand einer Siedlung stehenden Häuser waren wegen der Hochwassergefahr auf Pfählen errichtet, die weiter landeinwärts auf der Uferböschung liegenden Bauten lagen mit dem Hausboden direkt dem Erdboden auf (Moose und Seggen beweisen, daß in der Steinzeit dort kein Wasser stand). Abgegrenzt und geschützt war die Siedlung nach der Landseite durch starke Palisaden, die in Sipplingen eine Länge von 250 m haben. Die Pfähle stehen in zwei Reihen und sind Rundhölzer von 10—12 cm Stärke. Der Fußbodenbelag aus Lehm zeigt den rechteckigen Grundriß der Hausform: 9 m lang und 6 m breit, oder 8 zu 4,5 m. Der Fußboden selbst ist aus gespaltenen Brettern und Bohlen von 10—15 cm Durchmesser hergestellt, die in dem einen Raum lang, in dem anderen quer zur Wandrichtung liegen. Die senkrechten Wände bestehen aus Weidenrutenwerk, das innen und außen mit Lehm beworfen ist, oder sie sind in Stabbau errichtet — wie bei den germanischen Hallen und nordischen Kirchen — z. T. kunstvoll mit Seilen verbunden. Die älteste Form ist das rechteckige Pfostenhaus mit dem Herd in der Mitte und dem Vorplatz, der zur Hälfte von dem überkragenden Dach geschützt wird. Später werden die Seitenwände des Hauses vorgezogen und nach vorne geschlossen, so daß ein zweiter Raum entsteht. In dem großen Raum mit einer Herdstelle läuft an zwei Seiten die Schlafbank entlang, 40 cm hoch und 120 cm breit, als niedriges Ruhelager. Der kleine Raum, die Arbeitsstätte, enthält den Backofen, dessen Boden aus Steinen und verschiedenen Lagen Birkenrinde und Lehm,

der Oberaufbau durch ein innen und außen mit Lehm verkleidetes korbähnliches Geflecht gebildet wird. Das stattliche Haus wird von einem hohen schilfbedeckten Giebeldach geschützt. Die Tür besteht aus einem schmalen (70 cm) Brett, das in einer senkrechten Angel läuft. Der Eingang befindet sich stets an der Schmalseite des Hauses. In der gleichen Konstruktion wird die Türe bis ins Mittelalter beibehalten. Die Holzbindung erfolgte ohne Nägel in bester kunstvoller Zimmermannsarbeit: mit Keil, Verzapfung, Kerbe, Nute. Entgegen den Schulbuchdarstellungen unterscheiden sich diese nordischen Häuser der Steinzeit in jeder Hinsicht von den primitiven Südseehütten und ebenso von den westischen steinzeitlichen Rundhütten mit einfachen schrägen Schilfwänden, mit einem Dach, das wie eine Pudelmütze darübergestülpt ist, und mit einem nur durch Matten und Felle verschlossenen Eingang.

Die Begräbnisplätze und die daraus erkennbare Totenehrung beweisen die hohe *Gesittung und Religion dieser nordischen Steinzeitleute* vor 4000 Jahren. Im Gegensatz zu der der westischen und der ostischen Rasse eigenen *Totenfurcht* spüren wir tiefe *Totenverehrung*, die von lebensbejahender Verbundenheit mit dem göttlichen Weltall weiß. Die dem Toten in liebevoller Fürsorge mit ins Grab gegebenen Tongefäße sind meistens Becher und Amphoren mit Schnurverzierung. Bei den Frauen lagen Schmuck und Hausgerät, bei den Männern stattliche Waffen (Streitaxt, Beil, Lanze, Pfeil und Bogen). Die Totenkammer ist reich ausgestattet. Es läßt sich eine Brandplatte erkennen, auf der die Verbrennung geschah. Die Asche des Toten wurde in einem ledernen Beutel gesammelt, der sorgfältig durch Steine geschützt beigesetzt wurde. Andere Gräber zeigen, daß der Tote nach der Einäscherung in einem kleinen Holzhaus, einer Nachbildung seiner Wohnstätte, beigesetzt wurde. Ein besonders großes Grab von 14 m Durchmesser und 2 m Höhe enthält innen ein größeres Totenhaus mit zwei Räumen und der Herdstelle, neben der die Überreste des Toten in einem Beutel beigesetzt waren. — Ohne Vermischung ist dieser nordische Gedanke, daß das Grab die Heimstatt des Toten sei, bis zur Schweiz und auch nach Italien gekommen und hat im Römertum Spuren hinterlassen. Eine wichtige Feststellung ist, daß einzelne Gräber Steinsetzungen in Form eines Bannkreises aufweisen. Eines der Gräber zeigt eine in Stein gesetzte Mondsichel. Sie liegt innerhalb einer Ellipse, in deren Brennpunkten sich zwei Feuerstellen befinden. Die ganze Anlage scheint nach bestimmten Gesichtspunkten orientiert zu sein.

Die Skelette der Träger dieser Kultur sind ausgesprochene Langschädel. Sie gehören überwiegend der *nordischen Rasse* an.

Haben wir aus Wohnung und Totenehrung ein hochgesittetes Volk erkennen können, so setzt es uns nicht in Erstaunen, daß *Handwerkszeug und Gegenstände des täglichen Bedarfs* weitere Beweise dafür ergeben. Die Funde beweisen eine hochentwickelte *Bauernkultur*. Neben Sammelfrüchten aus Wald und Flur (Haselnüsse, Himbeeren) finden wir Edelfrüchte wie Apfel und Getreide wie Weizen, Gerste, Rispen — und Kolbenhirse. Unsere heutigen Haustiere waren schon vorhanden. Im Backofen wurde auf Steinen geformtes ungesäuertes Brot bereitet, wie heute noch in Island. Neben einer schön geschäfteten Hirschhornhacke tritt der Hakenpflug als Gerät zur Feld- und Ackerbestellung auf. In jedem Haus sind mehrere Getreidemühlen (Mahlsteine und Läufer) aufgefunden, sowie Tongefäße in größter Mannigfaltigkeit und Schönheit. Alle Arten von Werkzeugen aus Feuerstein (dabei Getreidemesser), Hirschhorngeräte und eine lange Reihe von Holzgegenständen verschiedener Verwendungszwecke, wie Kämme, Nußbaumbecher, Schöpfer, Schalen, Bogen und Pfeile, Einbäume. An Flecht- und Webarbeiten traten Korbgeflechte, Netze, Gewebe aus Flachs, ja sogar Zeugnisse von Buntweberei und Kreuzstichstickerei zutage, kurz, alle kleinen und kleinsten notwendigen Dinge einer anspruchsvollen Bauerngesittung unserer Art. Sehr wertvoll ist, daß vielfach die Schäftung der Werkzeuge erhalten blieb. Kleine Steinbeile und Meißel werden zuerst in einen Hirschhornschaft gesteckt und dieser wiederum in einen größeren Stiel aus Holz. Überdies ist bei jenen Grabungsarbeiten die *älteste Lampe* der Welt (1000 Jahre älter als die bewunderten mittelmeerischen Funde!) zutage getreten: ein geschlossener Tonring mit drei nach oben stehenden Dochtöffnungen. Es war eine Beleuchtung, die heute sogar zum Lesen völlig genügen würde!

Es war möglich, den *Aufbau eines ganzen Dorfes* zu erkennen: die Form der Dorfanlage ist die des *Haufendorfes*. An dem in der Mitte gelegenen Dorfplatz steht ein größeres Haus mit abweichender Inneneinrichtung (das sog. Versammlungshaus), daneben, ebenfalls durch seine Größe besonders ins Auge fallend, das Haus des Führers der Dorfgemeinschaft. Beide Häuser sind im Stabstil erbaut.

Es ist ein überaus stolzes Bild, das diese Forschungen uns von unseren Vorfahren übermitteln, die vom Herzen Deutschlands aus ihre kulturbringende Wanderung angetreten hatten.

Der Vortrag war von zahlreichen wertvollen Lichtbildern unterstützt. Er beeindruckte die Zuhörer sehr und bildete einen der Höhepunkte der Tagung. Im Namen aller sagte Oberstleutnant Platz Prof. Reinerth herzlichen Dank und fügte hinzu, daß diese toten Zeugen aus vorchristlicher Zeit nicht nur hohes geistiges Können unserer Ahnen beweisen, sondern auch die Annahme ihrer hohen Gottesverehrung aufzwingt.

Die zweite Tagungsfahrt (Mittwoch, 13. 6.) führte in den Leistruper Wald, den „Steinhagen" oder „Heiligen Hain", der mit Steinmauer, Thingstätte, Steinsetzungen, Opferstein und vor allem dem Mond- und Sonnenmal der Externsteine viel vorzeitliche Denkmäler birgt. Die künstliche Aufschüttung „Am steinernen Tisch", auf die schon der

Burgenforscher Oberst Scheppe im Jahre 1871 hingewiesen hat, ist von Prof. Dr. Hopmann, Leipzig, im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen an den Externsteinen in diesem Frühjahr neu vermessen. Unsere Vermutung, daß es sich hier um das „Sonnenmal" der Externsteine handelt, also um den Punkt, wo, von den Externsteinen aus gesehen, zu Mittsommer die Sonne aufging, ist bestätigt worden. Ein Grab ist durch Lehrer Nebelsiek, Remminghausen, freigelegt und als jungsteinzeitlich erkannt, mehrere Hundert wurden inzwischen von unserem Mitglied Zetsche, Bad Pyrmont, dem bekannten „Rutengänger", noch festgestellt. Vermutlich werden die jetzt beabsichtigten Grabungen Hinweis auf das Alter des Sonnenmales und somit auch des damit zusammenhängenden Gestirndienstes der Externsteine geben können, wenn auch in solchen jungsteinzeitlichen Gräbern Beigaben kaum zu erwarten sind und die Skelette bei dem durchlässigen Keupersandstein zerfallen sein dürften.

Am „Opferstein" führte Studienrat Edmund Weber, Spandau, aus, daß „opfern" ein Lehnwort und der betreffende Begriff gleichfalls ungermanisch sei. „Blutopfer" im üblichen Sinne dürfen wir für unsere Vorväter nicht annehmen, wohl aber vermuten, daß sie Volksfremde und Neidinge zur Reinerhaltung von Recht und Sippe, zur Volkserhaltung und damit gleichzeitig als Gottesdienst töteten und dem Göttlichen „weihten". — An der „Thingstätte" gab Dr. Huth, Bonn, allgemeine Ausführungen über germanische Thingplätze und die dazugehörigen Sonnenuhren, die nicht nur der Stundenbestimmung, sondern auch kultischen Zwecken dienten. Das im Frühmittelalter in den Klöstern aufgekommene Kegelspiel stünde vielleicht mit der altheidnischen steinernen Sonnenuhr, die einen Mittelpunkt und acht darum gesetzte Steine hatte und Sinnbild der Weltordnung und des Weltengeschehens war, in Verbindung.

Ein einfaches Mittagessen versammelte die Tagungsteilnehmer im Hotel Vialon in Horn. Dann ging es nach dem Stoppelberg bei Steinheim (Krs. Höxter) weiter, um seine Wallanlagen zu besichtigen. Auch diese dienten nicht Verteidigungs-, sondern unbestreitbar kultischen Zwecken. Die jetzt dort festgestellten Gräber werden der Gegenstand weiterer Untersuchungen sein. Daß der aufgeschüttete Hügel der Nordost-Ecke zum Ortungsgebiet des Köterberges gehört, ist unseren Lesern ja bekannt. Das reizvolle lippische Bergland war den Besuchern des Stoppelberges in prächtiger Schau geboten. Burg Schwalenberg wurde noch aufgesucht und dann die Heimkehr angetreten.

Der Abend vereinte die Teilnehmer im „Gesellschaftshaus" zum Bericht von Direktor Teudt über „Heidenmauer und Brunholdisstuhl" bei Bad Dürkheim. Ein von A. Teuffel, Ludwigshafen, namens der JG.-Farbenwerke zur Verfügung gestellter Film, der Direktor Teudt noch unbekannt war, gab die seit Frühjahr 1934 ausgeführten umfangreichen Grabungsarbeiten und deren Ergebnisse, die landschaftliche Schönheit des fruchtbaren Pfälzer Gebietes und dort stattgefundene Besichtigungen wieder — wobei zuletzt Dir. Teudt zum eigenen Erstaunen, aber zur herzlichen Freude der Zuschauer selbst auf der Leinewand erschien, im Begriff, die Heidenmauer zu erklären! Die Grabungsarbeiten unter Museumsdir. Dr. Sprater, Speyer, haben bis jetzt 30 römische, 31 nichtrömische Inschriften in dem alten Steinbruch freigelegt. Dabei befinden sich die alten nordischen Sinnbilder: Sonnenrad, Sonnenroß, Sonnenuhr, Vogel und Schlange, und zwar das Sonnenzeichen in derselben alten Technik ausgeführt wie die Binderune in der Winterwendgrotte der Externsteine. Auch Menschendarstellungen (Öchsener Männchen) sind darunter, aber in der bekannten unvollendeten Art, da im Norden die bildhafte Darstellung der Gottheit im Gegensatz zum Süden (Griechentum) nur zögernd geschah. — Die römischen Inschriften stammen z. T. von der 22. Legion, die um 200 nach Zeitwende dort gearbeitet und, wohl durch starke germanische Bestandteile bedingt, das Hakenkreuz führte! Die am Brunholdisstuhl gebrochenen Steine mögen für Bauten in Worms und Reims verwandt sein. — Wichtig bleibt jetzt die Erforschung der Heidenmauer und der nächsten Umgebung. Im Schutt der Heidenmauer, die bekanntlich gerade oberhalb des Steinbruches (absichtlich?) eingestürzt ist und eine kultisch bedeutsame Anlage getragen haben mag, ist eine Bronzenadel gefunden! Otto Sigfrid Reuter hat an der Südecke eine Richtstätte festgestellt, Düstersiek, Detmold, entdeckte jetzt auf dem zum Ortungssystem des Brunholdisstuhl gehörenden Eberskopf Gräber. Dieses und der naheliegende Teufelstein und Peters- (Donars-) Berg mit einer Kapelle u. a. rechtfertigen, daß Teudt bei seinen Untersuchungen gerade die Heidenmauer im Auge hat. — Die erste kleine Auswirkung dieser Grabung ist, daß in Bad Dürkheim, wo zum Pfälzer Frühlingsfest auf Stäben Brezeln herumgetragen werden, in diesem Jahre nun wieder das Sonnenrad aufgesteckt worden ist, so wie es die Felswände erhalten haben.

Die Tagung klang am Freitagmorgen in einer Fahrt zur Grotenburg—Teutoburg, der

alten Weihestätte, die jetzt das stolze, mahnende Hermannsdenkmal trägt, aus. Wohl alle Tagungsteilnehmer haben dankbar empfunden, wie freudig und aufgeschlossen ihnen die Führungen und Vorträge geboten wurden; sie waren von den tiefen Eindrücken bewegt und von der mannigfaltigen menschlichen Berührung und Aussprache bereichert. Wenn hieraus unserem völkischen Tun fruchtbare Förderung erwächst, wird der Sinn dieser Tagung erfüllt sein.

Bussau.

Ortsgruppe Essen. „Germanische Geschichte von den Kimbern und Teutonen bis zu Wittekind", war das Thema, zu dem sich zahlreiche Mitglieder der Essener Ortsgruppe in der Versammlung im Wonnemond eingefunden hatten. Gerade das wechselvolle Schicksal der germanischen Stämme dieser Zeitspanne bietet soviel Wissenswertes, soviel Größe und Reichtum, daß es wahrlich höchste Zeit wird, dieses deutsche Geschehen einmal kennenzulernen.

Lehrer Friedr. Humme, Düsseldorf, ließ die Vergangenheit neu erstehen. Seine Ausführungen gründeten sich auf das Werk Heinar Schillings: „Germanische Geschichte". In der Einleitung hob er eine Reihe Besprechungen hervor, so Dr. von Leers, Preußische Lehrerzeitung, Rheinische Landeszeitung und andere, die durchweg das Erscheinen dieses Buches grüßen und empfehlen. Humme verstand es ausgezeichnet, den umfangreichen Stoff kurz und klar zu gestalten, und man kann sagen, daß der Versuch, die Einzelgeschichte der Stämme im Zusammenklang zu zeigen und so eine Brücke zwischen der Urgeschichte und der Reichsgründung Kaiser Karls zu schlagen, voll geglückt ist. Ob das Werk Schillings in allem den wissenschaftlichen Anforderungen genügt, mag dahingestellt sein. Es sind auch viel abfällige Urteile gefällt worden. In der anschließenden Aussprache kam dieses ebenfalls zum Ausdruck. Aber für eine Übersicht in großen Linien, wie sie Humme darlegte, mag es wohl genügen. Eine sorgfältige Nachbearbeitung wird das Werk auch wissenschaftlich hieb- und stichfest machen können. Eine Reihe ausgezeichneter Lichtbilder ergänzten den Vortrag. Der Beifall zeigte, daß die Hörer den Ausführungen mit großer Aufmerksamkeit gefolgt waren.

G. Rll.

Ortsgruppe Hagen i. Westf. Die sommers von der Ortsgruppe Hagen durchgeführten vorgeschichtlichen Wanderungen erfreuen sich wachsender Beachtung. Das bewies die erste Wanderung des Sommers 1935 am 26. des Wonnemonds mit einer ansehnlichen Teilnehmerschar. Die Wanderung führte vom Bahnhof Hohensyburg unter Leitung des Herrn Rektor Frommann, eines Kenners der sauerl. Wallburganlagen, hinauf zur Hohensyburg. Dort sind noch verschiedene Wallreste der alten Sigiburg von z. T. beachtlicher Höhe erhalten. Durch Grabung ist festgestellt worden, daß der Kern der Wälle aus losen, ohne Bindemittel aufgeschichteten Bruchsteinen besteht. Die Wallburg bestand aus Haupt- und Vorburg. Die Kämpfe um Hohensyburg sind durch die Sage ausgeschmückt worden unter Einbeziehung des Herzogs Widukind in diesen Sagenkreis. Am Rande der alten Wallburg befindet sich der Petersbrunnen, heute ein verkommenes Loch in unmittelbarer Nähe von Dungstätten. Er galt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein als wundertätig und soll 799 von Papst Leo geweiht worden sein. In Hohensyburg steht eine romanische Kirche aus gefugtem Bruchsteinmauerwerk[1]. Der nach altem kirchlichen Brauch geostete Chor mit gotischen Fenstern und Gewölben überragt mit seinem Dach das Kirchenschiff (waagerechte Holzdecke). Das Südportal ist mit Tier- und Pflanzenornamenten verziert. Leider hat eine um jeden Preis neuzeitlich sein wollende Baukunst den überlieferten Innenraum in grober Weise zerstört. — Die Wanderung führte weiter über Asenberg—Ebberg (Eversberg, Wallreste) zu einer Ausgrabungsstätte in Lehmboden, wo unter Leitung von Herrn Spiegel, Schwerte, germanische Topf- und sonstige Küchenscherben gefunden wurden. Es wurde noch Haus Ruhr, ein prachtvoller alter Herrensitz mit idyllischem Park an der Ruhr, und eine Stätte in Wandhofen gezeigt, wo der Sage nach eine viereckig angelegte Wasserburg versunken sein soll[2].

Der Nachmittag war dem Besuch des Ruhrtalmuseums in Schwerte gewidmet, das in erster Linie für die Jugend da ist zur Aufklärung über das Wie und Wo vorgeschichtlicher Funde. Das Museum gliedert sich in drei Teile: geologische Entwicklung; der Mensch in älterer, mittlerer, jüngerer Steinzeit, Bronzezeit usw. und der altgermanische Mensch in fortlaufender Entwicklung. Ein Besuch in der familien- und rassekundlichen Ausstellung im neuen Schwerter Rathaus, die sehr reichhaltig und belehrend war, bildete den Abschluß dieser Wanderung.

[1] Die ursprüngliche Gründung wird in die Zeit Karls des Gr. verlegt.

[2] Die Spitzen des Vierecks weisen nach Norden, Osten, Süden, Westen. Die Nord-Süd-Linie trifft den in kurzer Entfernung gelegenen Ochsenhügel (Ossen-Asen?), auf dem sich auch eine Wallburg befindet.

K.-P. S.

Verzeichnis der Teilnehmer an der 8. Tagung in Detmold

Name	Ort
Andree, Univ.-Professor	Münster i. W.
*Apeley u. Frau u. Sohn, Obering.	Hameln
*Beck, Dr.	Düsseldorf
Becker, Frl.	Berlin
Beneke, Frl., Büroangest.	Berlin
*Bergmann, Univ.-Professor	Leipzig
*Bertram, Joh., Schriftsteller	Hamburg
*v. Bescherer, Frau	Detmold
*v. Biedenweg, Frh., Staatsmin. a. D.	Detmold
Bierbrod, Schulungsleiter, Bauer	Soest
Bischoff, Frau	Lüneburg
Blomenkamp, Frau	Brackwede
*Böcker, Frau, Schriftstell.	Blankenese
*Bolles, Frau, Studienrätin	Blankenese
*Bomnüter, Obersteiger i. R.	Lübbecke i. W.
Borckmann, Dr., Oberstud.-Dir.	Hameln
Born, Fräulein	Berlin
Born, Schüler	W.-Barmen
Bourgnet, Fräulein	Wetzlar
*Brauß, Lehrer	Holzhausen-Pyrmont
Brieden, Schulleiter, SS.	Unna i. W.
*v. Buch, Landwirt	Stolpe/Oder
Bussau, Frl., Bibliothekar.	Detmold
Butschkow, Dr.	Halle/S.
Clemm, Frau Dr.	Detmold
Clüver, Major	Detmold
Cordier, Frau	Charlottenburg
Cordier, Student	Charlottenburg
*Darboven, Frau	Altona-Blanken.
*Dörr, Dr.	Loose, Kr. Eckernförde
*Dreßler, Dr.	Lüneburg
– Frau, Tochter, Sohn	
*Düstersiek	Detmold
*Eberhard, Dr., Oberlandesgerichtsrat	Hamm i. W.
Ebert, Lehrer	Straubing
– Frau	
*Ebrecht, Rektor	Hannover
Eckhart, Kaufmann	Hannover
Eggert, Frau	Senne, Post Windelsbleich
**Engeling, Frau u. Tochter	Göttingen
*Eßmann, Lehrer	Brechtorf
*Fahrenholz, Oberfeldmeister	Mühlhausen i. Th.
*Falck, Pfarrer i. R.	Berlin
*Feldmann, Frl. Dr.	Hartha b. Dresd.
*Fischer, Schulleiter	Bad Kissingen
*Franck, Schriftleiter	Merseburg
Fricke, Fritz	Externsteine
*Friedemann, Frau	Meinersen
*Friedrich Ernst, Prinz von Sachsen-Altenburg	Jena
*Fritsch, Student	Dortmund
*Früchte, Studienrat	Burgsteinfurt i. W.
Garnwerky, Frl., Lehrerin	Dortmund
Georg, Dr.-Ing.	Dortmund
Georgi, Oberfeldmeister	Rothenburg, Fulda
*Gerling, Frl., Lehrerin	Kleinenbremen
Gersting, Rechtsanwalt	Hamm
Gottesleben, Frau	Dornberg
Groeneveld u. Frau, Landesobmann	Hannover
Groepler, Frl.	Stift Kappel b. Siegen
Große, Reg.-Direktor Dr.	Lübeck
Große, SS.-Schulungsleiter	Leege b. Brügge Heimatschutzst.
Grötzner, Frl. Schriftst.	Römhild/Th.
Halbach, Dipl.-Ing.	Berlin
Hallbauer, Frau	Gera
Hannig, Kaufmann u. Frau	Brilon
Hantelmann, Frau	Essen-Rellingh.
Hartung, Frl.	Stift Kappel b. Siegen
*v. Hase, Dr. Verlagsbuchh.	Leipzig
*v. Hase, Dr.	Ilmenau i. L.
– Frau u. Sohn	
*Hausmann, Frl.	Detmold
*Hausmann, Gewerberat	Koblenz
*Hein, Dipl.-Ing.	Essen-Werden
Henkes, Reichsbahnrat	Hannover
*Hennig, Dr.	Hersfeld
Hennings, Dr.	Lüneburg
Heydrich, Schriftleiter	Berlin
Hilmers, Maler, Bildhauer	Hamburg
Höhie, Student	Gelsenkirchen
Höhne, Dr.	Berlin
*Huffmann, Dr., Assessor	Essen
*Huffmann u. Frau, Tuchm.	Essen-Werden
*Hündlings, SS.-Schulungsleiter Dr.	Unna
Huth, Dr.	Bonn
Jensen, Frl.	Detmold
Junker, Oberlehrer	Kiel
Kanne, Gemeindevorsteher	Rolfzen b. Steinheim
Kirchhoff, Oberreg.-Rat	Detmold
*Kirchner, Frau	Haifa, Palästina
*Kirchner, Frau	Weltzin b. Trept.
*Kleinau, Stadtschuldirektor	Schöppenstedt
Klückenberg, Rektor	Kempen N.R.
*Klußmann, Schulrat	Hannover
Koch, Landgerichtsrat	Lüneburg
Köhne, Kustos	Aachen
*Kohrsen, Drogist	Han.-Münden
*Köller, Bankbeamter	Detmold
*Kopischke, Dr., u. Frau	Bad Oeynhausen
Kramer, Frau	Düsseldorf
v. Krosigk, Frl.	Dessau
*Krüger, Standortpfarrer	Wilhelmshaven
*Kühnast, Oberpostrat a. D.	Berlin
*Kurmann, Frau	Bielefeld
Lambrecht, Referendar	Lüneburg
Lampel, Oberschullehrer	Bln.-Südende
Leiß, SS.-Schulungsleiter	Unna i. W.
*Leo, Dr., und Tochter	Rahlstedt b. Hamburg
*Liebetanz, Dr.	Essen
*Lohe, Reichsbahnrat	Krefeld
Lohmann, Frl.	Barmen
v. Maltitz, Hauptmann	Detmold
*Mantey, Schulrat a. D.	Pyrmont
v. Mayenburg und Frau	Teplitz-Schönau
*Meier-Böke, Lehrer	Hamburg
Meier, Frl., Schneiderin	Detmold
*Menze, Frl.	Hohenhausen-Lippe
*Meyer, Bankdirektor	Joketa b. Pl.
Meyer, Gerichts-Ref.	Lüneburg
Molsen, Referendar	Lüneburg
**Müller, Direktor, u. Frau	Düsseldorf
*Müller, Frl.	Wuppertal
*Müller, Kaufmann, u. Frau	Göttingen
Müller, Student	Minden
*Münzer, Professor, u. Frau	Düsseldorf
Nebelsiek, Lehrer	Remmighausen i. Lippe
*Neddersen, Bauinspektor	Tostedt
Niehaus, Baumeister	Detmold
*Nierfeld, Dipl.-Kaufmann u. Frau	Brilon
Nückel, Stud.-Rat	Wanne-Eickel
*Nüse, Volkswirt	Göttingen
Oelze, Oberstfeldmeister	Rothenburg, Fulda
v. d. Ohe, Referendar	Bergen b. Celle
Olvermann, Referendar	Lüneburg
Oppermann, Dr.	Hameln
Otto, Frl.	Pyrmont
Pastenaci, Schriftsteller	Berlin
*Piel, Ing., und Frau	Düsseldorf
*Plaßmann, Dr.	Berlin
Platte, SS.-Schulungsleiter	Osterbönen
*Platz, Oberstl., u. Frau u. Tochter	Detmold
*v. Posanner-Ehrental, Frau	Detmold
Prasuhn, Frl.	Oberhausen
*Quehl, Frl., Lehrerin	Berlin
*Quehl, Frl., Lehrerin	Berlin
*Raab, Dr., Gerhard	Wetzlar
*Rahn, Frl.	Bethel-Bielef.
Reinerth, Universitätsprof.	Berlin
Reißmann, Dr.	Berlin
Reuter, Frl.	Detmold
*Ricken, Stud.-Rat	Essen
Riedel, Dr., Studienrätin	Altona
*Risse, Alois	Mengede b. Dortmund
Rose, Kap. a. D., u. Frau	Brake i. L.
*Rosenstiel, Pfarrer, u. Frau	Oberelsungen b. Kassel
Rothgangl, Amtsgerichtsrat	Ohrdruf i. Th.
*Runge, Frl. Dr.	Nordhausen
Sattelmacher, Frau	Minden
*Sauerland, Schüler	Pyrmont
*Sauerländer, Studienrat	Bielefeld
*Schädel, Kaufmann	Aschersleben
Schäfer u. Frau	Düsseldorf
*Schäfer, Frau, u. Tochter	Mühlhausen/Th.
*Schieseck, Fritz	Detmold
*Schipper, Frau, und Tochter	Oldenburg
*Schirmer, Frl. Maria	Hofgeismar
v. Schlüter, Referendar	Lüneburg
*Schmitz, Dr. med.	Düsseldorf
Schmitz, Referendar	Lüneburg
*Schohusen, Amtsgerichtsrat	Wilhelmshaven-Rüstringen
Schreiber, Dr.	Köln
Schulte, SS.-Schulungsleit.	Unna
Schütte, Referendar	Lüneburg
Schwenke, Dipl.-Handelslehrer und Frau	Bebra
*Seiler, Frau und Frl.	Bethel, Bielef.
Simon, Referendar	Lüneburg
*Spitz, Dipl.-Landwirt	Oldenburg
*Stief, Werner	Leipzig
*van Stolk, Fabrikant	Rotterdam
*Strathmann, Dr., und Frau	Bielefeld
*Stuckel, Dr.	Lobeda b. Jena
Stübel, Frl. Dr.	Detmold
*Sturm, Direktor	Hamburg
*Suffert, Studienrat	Detmold
Suter, Kreisschulrat, u. Fr.	Osnabrück
*Teudt, Direktor, Frau u. Tochter	Detmold
Theisen, Frl.	Gelsenkirchen
Thiemann	Arolsen
v. Thieme, Frl.	Reifenstein
Thimm, Frau Dr.	Berlin
Thimm, Schüler	Düsseldorf
*Thoma, Lehrer	Völkersleier/M.
Thöne, Frl.	Bielefeld
*Vehring, Amtsgerichtsrat	Bargteheide/H.
*v. Versen, Major	Burslaff/Pom.
Walzberg, Frau Pastor	Stadthagen
Wasserfall, Oberst a. D., u. Frau	Detmold
*Weber, Studienrat, u. Frau	Berlin
*Wedel, Graf, und Frau	Gödens b. Neustadtgödens
Weihrich, Frau Dr.	Gelsenkirchen
*Weiß, Dipl.-Ing.	Braunschweig
Werdermann, Prof. Dr. D.	Dortmund
*Werner, Dr., und Frau	Ludwigsburg
Wilms, Lehrer	Gelsenkirchen
Witte, Gerichtsinsp., u. Frau	Bielefeld
*Wolterstorff, Oberfeldmeister	Dessau
*Wurm, Rektor	Hagen
*Zetzsche, Dr., Zahnarzt	Dortmund
*Zetzsche, Fabrikant, Frau u. Tochter	Pyrmont
Ziegler, Frl.	Berlin-Neubabelsberg
Ziegler, Schriftleiter	Berlin
*Ziehm, Frl.	Bielefeld
*Zimmermann, Frau Präsid.	Karlsruhe

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 August / Ernting Heft 8

Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung (1. Teil)

Von Dr. Hedwig Gollob, Wien

Dank der verdienstvollen Sammelarbeit E. H. Zimmermanns über die vorkarolingischen Miniaturen sind wir imstande, in den gewaltigen künstlerischen Kreis dieser Darstellungen einen Einblick zu gewinnen. Eine Fülle reichhaltiger Schönheit entfaltet sich vor unseren Augen und die Vielfältigkeit der Erscheinungen wirkt verwirrend; wenn wir aber dann einen Blick auf die Reste des Buchschmuckes der vorangehenden Zeit, oder auf jenen der Karolinger Kunst machen, so fällt die Eigenartigkeit des Vorkarolingerstiles wieder deutlich zu einem bestimmten Bilde zusammen und wir sehen, daß doch hier ein gemeinsamer Grundwille arbeitet, welcher sich nur verschieden äußert. Wie bedeutend jene in ihm liegenden schöpferischen Kräfte waren, sehen wir an den Ausläufern jenes Stiles und wir bemerken oft, daß schon vorgeschrittenere Kunstideen mit den aus der Vorkarolingerzeit stammenden Vorstellungen noch lange arbeiten, ohne ihre Form zerstören zu können. Wie mächtig erscheint uns die seelische Grundstimmung einer solchen Weltanschauung, welche ich in verschiedenen Arbeiten zu erklären versuchte, und doch kann man noch lange nicht die tiefen Wahrheiten seines Wesens erkennen. Die Welt als das alles umfassende Weben von seelischen Kräften zu sehen und mit jenen Kräftevorstellungen auch künstlerisch gestaltete Formgedanken zu entwickeln, ist uns heutigen, körperlich denkenden Menschen sehr schwer geworden und dennoch wäre es vollkommen falsch, wollte man die große Wahrheit dieser Tatsache verleugnen oder nicht erkennen wollen. Doch während ursprünglich sich jenes Kräftespiel vorwiegend in den Bewegungserscheinungen des plastischen Ornamentschmuckes betätigte, so hat eine veränderte Verbindung mit dem Farbenwerte als auch ein stärkeres Hervortreten allräumlicher Vorstellungen zu einer Bevorzugung der Malerei hingetrieben. Darum mag es uns auffallen, daß zum Unterschiede von den Schmuckwerken die gedanklichen Einstellungen der Buchmalerei doch bedeutend einseitiger in ihrer Programmatik sind, da sie nicht so sehr einen rasch aufsteigen-